<36635241860013

<36635241860013

Bayer. Staatsbibliothek

BL,F,EE

~~Paed. 154 II~~
Paed. Pr.
1235

Glatz

Kleine Geschichten

und

Erzählungen

für die Jugend.

Von

Jakob Glatz,

Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

Nürnberg und Leipzig,

bei Friedrich Campe.

1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn dieses Buch seine Leser unterhält, belehrt, und ihr Herz für das Gute und Schöne stimmt: so hat es seine Absicht vollkommen erreicht. Kann ich ihm etwas Besseres mit auf den Weg geben, als den Wunsch, daß es dieser Absicht entsprechen möge?

Schnepfenthal, im Sept.
1803.

Glatz.

I

Inhalt.

		Seite
1.	Der Mahler aus Neapel.	1
2.	Des Mahlers Reise durch die Schweiz.	5
3.	Das Unglück.	9
4.	Die Räuber.	14
5.	Die Höhle.	19
6.	Die Seeräuber.	24
7.	Die Sclaverey.	28
8.	Kurze Lebensgeschichte des Räuberhauptmanns Haubein.	40
9.	Conrads Entweichung.	51
10.	Die Zigeuner.	59
11.	Conrads Wanderungen.	64
12.	Müßiggang ist vieler Laster Anfang.	75

Inhalt.

Seite

13. Neue Verirrungen. . . . 86
14. Conrads Verzweiflung. . . . 92
15. Conrads Aeltern. 96
16. Conrads Ende. 101
17. Der Dieb. 106
18. Die Probe. 121
19. Die Verurtheilung. . . . 131
20. Die angenehme Entdeckung. . . 136
21. Das Erntefest. 151
22. Dankbarkeit. 165
23. Die goldne Dose. . . . 171
24. Die silbernen Leuchter. . . . 174
25. Die Balgerey. 176
26. Weiblicher Muth. . . . 178
27. Dieberеyen in London. . . . 180
28. Die Geschwister. 184
29. Der Geitzhals Sylvius. . . 208
30. Der Geitzhals Daniel Dancer. . 211

Inhalt.

		Seite
31.	Schlacht bey Lodi. : : :	223
32.	Schlacht bey Arcola. : : :	226
33.	Bonaparte steht Wache. : : :	228
34.	Bonaparte's Zug über die Alpen und Schlacht bey Marengo. : :	230
35.	Die Apricosen. : : : :	245
36.	Moritz von Rothburg. : : :	254

Der Mahler aus Neapel.

Eines Tages, da Vater Traumann, ein Kaufmann in Friedenthal, gerade in dem Kreise der Seinigen saß, wurde angeklopft, und es trat ein Mann von ältlichem Ansehen herein. Er war einfach gekleidet, und auf seinem Gesichte lag tiefer Kummer. Auf die Frage, wer er sey, antwortete er: Ich bin ein Mahler aus Italien. Man hat mich zu Ihnen gewiesen. Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir Arbeit verschafften. Ich mahle Landschaften und Bildnisse.

Vater Traumann, für den das Gesicht des Fremden und sein ganzes Benehmen viel Anziehendes hatte, both ihm einen Stuhl, und der Mahler mußte sich setzen.

Eleonora und die Kinder bestürmten den Vater mit der Bitte, daß er sich doch mahlen lassen möchte, damit sein Bildniß als Familienstück aufbewahrt werden könnte.

Vorerst, sagte Traumann zu den Kindern, soll sich eure Mutter mahlen lassen; wenn ich sehe, daß der Mahler sie gut getroffen hat, so soll er auch mein Bildniß machen.

Der Mahler bewies so viel Geschicklichkeit in seiner Kunst, daß man sie bewundern mußte; sowohl Eleonorens als Traumanns Bild war zum Sprechen getroffen.

Je näher Traumann den Künstler kennen lernte, desto mehr gewann er ihn lieb. Auch die Kinder waren bald für ihn eingenommen. Es ist ein lieber Mann, der Mahler! sagten sie zu ihrem Vater; er muß gewiß jedermann gefallen.

Wißt ihr auch, warum er einen so guten Eindruck macht? versetzte Traumann. Es kommt größtentheils davon her, daß er in seinem Benehmen gefällig und artig ist. Durch Gefälligkeit und Artigkeit empfehlen wir uns sehr, und daher sollte jeder Mensch sich diese guten Eigenschaften zu erwerben suchen. Dann werdet ihr bemerkt haben, daß er, ob er gleich sehr geschickt in seiner Kunst ist, sich darauf doch nicht viel einbildet, und sich nicht über andere stolz erhebt. Mit andern Worten: der artige, gefällige Mahler ist auch bescheiden. Und darum gefällt er jedem, der mit ihm umgeht. Bescheidenheit, die übrigens nicht mit kriechender Demuth verwechselt werden darf, nimmt aller Herzen für sich ein.

Traumann both dem artigen und bescheidenen Mahler eine Stube an, in der er sich aufhalten könnte, so lange er in Friedenthal bliebe. Mit Dank nahm der Künstler dieses Anerbieten an. Mehrere Einwohner von Friedenthal ließen sich, auf Traumanns Empfehlung, von ihm mahlen.

Eines Abends lud Traumann den Künstler auf seine Stube ein. Eleonore, Traumanns Gattin, und die Kinder, Emil, Adolf, Julchen und Lottchen, waren auch zugegen. Diese bathen den Mahler, ihnen einiges von Italien zu erzählen. Als er dieses gethan hatte, fragte Emil, warum er das schöne Land Italien verlassen habe, wo es einen fast ewigen Frühling, so herrliche Gegenden, so viele Kunstwerke und eine Menge der edelsten Früchte, als Zitronen, Orangen, Datteln, Feigen u. d. m. gebe?

O, seufzte der Mahler, hätte ich dieses schöne Land nicht verlassen müssen: so säße ich nicht hier, in diesem Kreise guter Menschen. Ich bin in Neapel geboren, und meine Aeltern bestimmten mich, als ich noch in der Wiege lag, zum Mahler. Sie wissen, daß es auf der Erde Berge gibt, welche zuweilen Feuer auswerfen, und Vulcane oder feuerspeyende Berge genannt werden. Sie wissen, daß es auch in dem Königreiche Neapel einen solchen Berg gibt, der

Vesuv heißt. Lange hatte dieser kein Feuer ausgeworfen, nur bisweilen stark geraucht. Am Fuße des Vesuvs ist die Gegend schön. Dieß bewog mich, dort ein Haus zu bauen. Ruhig lebte ich darin, im Genusse der Natur und meiner Kunst. Kein Sterblicher konnte mit der Welt zufriedener seyn als ich.

Ich stand in meinen besten Jahren. Noch war ich nicht verheirathet. In dem Jahre 1779 stieg aus der Oeffnung des Vesuvs, oder dem Crater, ein dicker schauerlicher Dampf empor. Bald hörte man auch ein Getöse, das einem unterirdischen Donner glich. Furcht und Entsetzen verbreitete sich unter denjenigen, die am Fuße des Vulcanes wohnten. Alles floh in wilder Eil davon. Unter den Fliehenden war auch ich.

Unsre schnelle Flucht rettete uns das Leben. Denn noch an diesem Tage brachen aus dem Crater schauerliche Flammen hervor, die in der Nacht die Gegend Meilen weit erleuchteten, und diesen Flammen folgte bald ein fürchterliches Getöse, begleitet von schrecklichen Steinauswürfen. Meilen weit wurden große Steinmassen fort geschläudert. Bald strömte auch aus dem Schlunde des Vesuvs eine weiche glühende Masse, so dick wie Teig, und verheerte alles, worüber sie sich langsam fortwälzte. Man nennt so eine

Masse Lava. Es muß viel Zeit vergehen, ehe sie abkühlt. Dann kann man sie zu Pflaster gebrauchen. Verwittert sie, so wird aus ihr ein herrliches, fruchtbares Erdreich.

Alles, was in der Nähe des Vesuvs lag, war verwüstet. Eine große Anzahl von Familien wurde dadurch in die bitterste Armuth und Noth versetzt. Auch ich verlor mein Haus, und alles, was ich darin hatte. Was sollte ich thun? Das Jammern half zu nichts; ich dachte nach, mir wieder einiges Geld zu erwerben, und dann eine neue Wohnung zu bauen. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich trat eine Reise nach Deutschland an.

Des Mahlers Reise durch die Schweiz.

(Fortsetzung.)

Mein Weg, fuhr der Mahler in seiner Erzählung fort, führte mich durch die Schweiz. Welche erhabene Gegenstände bothen sich mir jetzt dar! Ich erstaunte, als ich die hohen Alpen, mit ihren mit schneebedeckten Gipfeln, erblickte. Der Anblick war herzerhebend. In den Schweizer Thälern fand ich die anmuthigsten Landschaften, über die ein sanfter Reitz

hingegossen war. Mehrere derselben zeichnete ich, und verkaufte die Zeichnungen späterhin in Deutschland.

So angenehm mir auch alles war, was ich um mich sah: so fehlte mir doch etwas Wichtiges auf meiner Reise — ein treuer Gefährte. Einsam wandelte ich durch schaurige Wälder, an schroffen Abhängen, durch schauerlich stille Thäler und über hohe Gebirge hin.

Eines Tages verirrte ich mich in einem Thale. Nirgends fand ich einen Ausweg. Der Gedanke, hier umkommen zu müssen, war traurig genug. Endlich begegnete ich einem Gemsenjäger, der mich in seine Hütte mitnahm, die auf einem felsigen Berge lag. Er erquickte mich durch Brot und Käse und ließ mich in der Hütte ausruhen, indeß er den Gemsen auf die steilsten Höhen nachkletterte. Es ist bewundernswürdig, wie furchtlos die Jäger sich auf die schroffsten Felsen wagen. Ein einziger falscher Tritt, und sie lägen in einem bodenlosen Abgrunde. Doch nur selten fällt so ein Unglück vor; denn sie haben im Klettern eine unbeschreibliche Gewandtheit, und dabey einen Muth, wie man ihn nur bey wenig Menschen antrifft.

Zwey Tage lang blieb ich in der Hütte des Gemsenjägers, der, nachdem er zwey Gemsen geschossen hatte, nach Hause kehrte. Ich ging

mit ihm. Wir kamen durch ein Thal, an dessen beyden Seiten sich die steilsten Felsenberge in die Luft erhoben. Wir müssen hier etwas behutsam seyn, sprach mein Begleiter. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ich durch ein schreckliches Geräusch in die größte Bestürzung versetzt wurde. Es schien, als börsten die nahen Berge; als rolle der furchtbarste, dumpfeste Donner neben uns her.

Bald sahen wir ganz nahe die Ursache des furchtbaren Getöses. Dicht am Gipfel des beschneyten Berges hatte sich ein kleiner Klumpen Schnee abgerissen, war im Rollen immer größer und größer geworden, und erreichte endlich, als ein großer Schneeberg, das Thal. Alles, was ihm im Wege stand, hatte er wüthend mit fortgerissen. Kaum dreyßig Schritte von uns blieb er liegen. Gott, dachte ich, wie nahe war ich meinem Ende. An ein Paar Augenblicken, an dreyßig Schritten hing mein Leben. Gingen wir etwas schneller, so war mein Tod gewiß.

Der Jäger erzählte mir, daß sich ziemlich oft auf diese Weise Schnee abrisse, und in ungeheuren Klumpen in die Thäler hinab stürze. Man nennt solche Schneeklumpen S c h n e e l a v i n e n, und die Berge, die Winter und Sommer fast ganz mit Schnee und Eis bedeckt

sind, Glätscher. Schon oft sind Reisende von den Lavinen mit fortgerissen und dadurch getödtet worden. Ich dankte Gott, daß mich nicht ein gleiches Schicksal getroffen hatte.

Gegen Abend erreichten wir die Wohnung des Gemsenjägers. Ich fand sie einfach und ärmlich. Frohlockend kamen Weib und Kinder dem rauhen Manne entgegen gesprungen, der ihnen treuherzig die Hand reichte, und einen guten Abend both.

So ärmlich es auch in diesem Hause aussah, so froh waren doch die Bewohner desselben. Die größte Zufriedenheit mit ihrem Zustande drückte sich deutlich auf ihrem Gesichte aus. Aeltern und Kinder besaßen Gesundheit und Kraft. Ihre Kost bestand in Einem Gerichte, welches sie mit dem besten Appetite verzehrten. An Bequemlichkeiten des Lebens fehlte es ihnen ganz. Aber sie lebten glücklich, glücklicher als so viele Reiche der Welt, denen es nicht an Gold und Silber, wohl aber oft an Gesundheit und Kraft, noch öfter an Zufriedenheit der Seele fehlt. Ich labte mich an der Munterkeit und dem herzlich frohen Sinne dieser armen Jägerfamilie, und wurde jeden Augenblick an die große Wahrheit erinnert, daß nicht Geld und Gut das Glück des Lebens ausmache, sondern Gesundheit

des Körpers und Zufriedenheit der Seele.

Drey Tage lang ruhete ich in der Hütte dieser braven Menschen von den bis dahin erlittenen Beschwerden aus, und setzte dann meine Reise weiter fort.

Das Unglück.

(Fortsetzung.)

Ich wollte die Schweiz nicht verlassen, fuhr der Mahler in seiner Erzählung fort, ohne einen Glätscher bestiegen zu haben. In einem Dorfe nahm ich daher einen Führer auf, und ließ mich von ihm zuerst in eine nahe Höhle führen, die man mir als merkwürdig beschrieben hatte. Ich fand sie sehr groß und in ihr mancherley Naturmerkwürdigkeiten aus dem Steinreiche. Nicht nur über der Erde, dachte ich dabey, auch unter derselben findet man Veranlassung, die Natur in ihren Bildungen zu bewundern. Reitze der mannigfaltigsten Art entdecken wir, wenn wir auf der Oberfläche der Erde um uns blicken; da ist Leben und Thätigkeit, Abwechslung und Schönheit, Kraft und Fülle! Aber auch wenn wir in die Tiefen der Erde hinabstei-

gen, finden wir uns angenehm überrascht. Welche Abwechslung und Schönheit entdecken wir nicht im Mineralreiche! wie reitzend ist das Farbenspiel verschiedener Steine! wie groß der Nutzen, den wir von ihnen ziehen! In dem Schoße der Erde ruhen die wichtigsten Metalle, deren Gebrauch uns so viele Bequemlichkeiten des Lebens verschafft, das Eisen, Kupfer, Zinn, Bley; tief in ihr ruhet das Silber und Gold, der Edelstein u. d. m.; in ihr liegt das fast unentbehrliche Salz, die nützlichen Steinkohlen und so manches andere Mineral, das uns den größten Nutzen gewährt. — Wohin daher auch immer das Auge fallen, der Fuß uns führen mag: überall trifft das gute Herz auf Spuren einer waltenden Gottheit.

Solche Gedanken beschäftigten mich in der schauerlichen Höhle, in der ich mich befand. Eine halbe Stunde lang verweilte ich darin, dann bestiegen wir den Glätscher.

Mein Begleiter unterhielt mich von den Reisenden, die er bereits auf diesen Schneeberg begleitet hatte. Ich bin, sagte er, auf diese Weise mit jedem Flecke darauf bekannt worden, und wenn Sie mir nur Schritt vor Schritt folgen: so dürfen Sie keinen Unfall besorgen.

Der Berg wurde immer steiler; immer tiefer der Schnee. Wir kamen an schroffe Ab-

hänge. Jeder Tritt mußte abgemessen werden. Hie und da war es so gefährlich, daß der geringste Fehltritt den schaurigsten Tod drohte.

Etwas länger als eine Stunde mochten wir hinangeklommen seyn, als wir in einiger Entfernung einen Trupp Menschen erblickten. Wir schritten auf sie los, und erblickten unter ihnen einen Jüngling, der jammernd die Hände gen Himmel rang.

Wir kamen näher und erfuhren das Unglück. Zwey Brüder aus einem fernen Lande, die Söhne reicher Aeltern, befanden sich auf einer Reise nach Italien. In der Schweiz beschlossen sie, diesen Glätscher zu besteigen. Sie nahmen einen erfahrnen Führer mit. Ernstlich hatte dieser sie ermahnt, nicht verwegen zu seyn, sondern immer seinen Fußstapfen zu folgen, weil es hie und da versteckte Schlüchten gebe, in die sie leicht stürzen, und dabey ihr Leben verlieren könnten. — Anfangs folgten beyde seinen Worten. Aber je höher sie stiegen, desto mehr wuchs ihr Muth. Der jüngste erlaubte sich mehrmahls Seitengänge, obgleich der Führer ihm von neuem die damit verbundene Gefahr vorstellte. Der Unglückliche! Er eilt auf Ein Mahl dem Führer zuvor; muthig klimmt er eine Felsenwand hinan; vor ihm liegt eine tiefe Schlucht mit einer Eisrinde bedeckt; er schreitet

furchtlos über sie hin; doch kaum hat er die Mitte erreicht, als das Eis bricht, und der, wegen seiner vielen guten Eigenschaften liebenswürdige, Jüngling in den Abgrund hinab stürzt.

Der ältere Bruder sieht, wie Gustav — so hieß der Unglückliche — auf Ein Mahl verschwindet. Das schrecklichste Gefühl ergreift ihn. Er will dem versunkenen Bruder nachspringen. Mit Mühe hält ihn der Führer zurück. Gustav ist nicht zu retten. Eiligst kehrt der ältere Bruder mit dem Führer in das Dorf zurück; und ruft die Einwohner zu Hülfe. Viele derselben begleiteten ihn, versehen mit langen Stricken, nach dem Platze, wo das Unglück vorgefallen war. Hier fanden wir sie.

Man schlug verschiedene Mittel vor, den unglücklichen Jüngling aus der Schlucht zu ziehen; endlich beschloß man, einen starken, beherzten Mann an einem Seile hinunter zu lassen. Dieß geschah.

Ob gleich die Gefahr groß war, so kam doch der Mann glücklich in die tiefe Schlucht hinunter. Er war mit mehrern brennenden Laternen versehen. Tief unten fand er den Unglücklichen stark in eine enge Spalte der Schlucht gequetscht. Er band ein Seil um dessen Leib, gab den Obenstehenden ein Zeichen, und wurde

samt dem Leichnam des jungen Reisenden herausgezogen.

Bebend vor Schmerz fiel der Bruder auf die geliebte Leiche hin, und schien sie durch die Küsse, die er auf Gustavs Wangen drückte, beleben zu wollen. Ach, vergebens! der liebenswürdige Jüngling war ganz todt. Mehrere Rippen waren gebrochen, und der Kopf übel zugerichtet. Man trug ihn nach dem Dorfe, wo er feyerlich begraben wurde. Am Fuße des Glätschers wollte man ihm ein kleines Denkmahl errichten, das zugleich als Warnungszeichen für diejenigen dienen sollte, die künftig den Glätscher besteigen würden. Der ältere Bruder reiste sogleich nach seiner Heimath zurück, um den Schmerz eines würdigen Vaters, einer liebenden Mutter und zweyer Schwestern durch seinen Trost zu lindern.

Der traurige Vorfall hatte mein Herz erschüttert. Ich fand mich nicht aufgelegt, höher zu steigen, sondern kehrte mit der Leiche ins Dorf um, und reiste den kommenden Tag weiter.

Die Räuber.

(Fortsetzung.)

Ich fand, sprach der Mahler weiter, in der Schweiz ein braves, kraftvolles Volk. Oft hatte ich die Deutschen als arbeitsame, ehrliche Menschen rühmen hören; in der Schweiz wurde ich davon zuerst überzeugt. Mit wahrer Hochachtung für die Bewohner dieses Landes verließ ich dasselbe, und betrat Deutschlands Boden.

Ich hielt mich in verschiedenen Deutschen Grenzstädten auf, und lernte etwas Deutsch sprechen, welches mir in der That sehr sauer wurde.

Ich beschloß, durch das südliche Deutschland nach Wien zu reisen, und dort durch meine Arbeiten mir einiges Vermögen zu erwerben, mit welchem ich dann in meine geliebte Heimath zurückkehren wollte. Ach, ich sah nicht voraus, welche Unfälle mir bevorstanden!

Eines Tages befand ich mich in einem Walde. Der Abend rückte heran, und ich sah noch immer nicht das Ende desselben.

Die Sonne neigte sich, und ging unter. Die Dämmerung in dem einsamen Walde erfüllte mein Herz mit einem süßen Schauer. Ich zog meine Flöte aus der Tasche, und blies eine sanfte Arie.

Auf Ein Mahl vernahm ich den gellenden Ton einer Pfeife. — Ich hörte auf zu blasen und horchte. — Ich vernahm nichts weiter. — Nun fing ich wieder an zu blasen — bald erschollen von neuem mehrere Pfeifen. — Bängliche Gefühle überfielen mich. Langsam schritt ich vor mir hin. Jedes starke Säuseln der Luft, jede Bewegung der Baumblätter erschreckte mich, denn ich ahndete nichts gutes. Indeß wandelte ich eine Stunde vorwärts, und sah und hörte nichts mehr.

Die Nacht brach ein. Die dickste Finsterniß bedeckte den Wald. Mehrmahls rannte ich an Bäume an. Ich sah wohl, daß, wenn ich weiter ginge, ich mich verirren würde. Das Beste schien mir, mich unter einen Baum zu lagern und den Morgen zu erwarten.

Gerade als ich dieses thun wollte, erblickte ich, indem ich mich umsah, etwas seitwärts ein Feuer. Am Eingange des Waldes hatte ich weidende Viehherden gesehen; dieß brachte mich auf die Vermuthung, daß jenes Feuer wohl von Hirten angemacht seyn möchte. Je mehr ich der Sache nachdachte, desto wahrscheinlicher wurde meine Vermuthung. Ich beschloß daher, darauf los zu gehen, und an dem Feuer die etwas kühle Nacht zuzubringen.

Schon war ich länger als eine Stunde ge-

gangen, als ich mich dem Feuer nahe sah. Es schien mir, als wenn mehrere Personen um dasselbe herum lägen. Bloß Einen Mann sah ich nicht weit davon stehen. Ich schritt immer weiter.

Welch' Entsetzen überfiel mich, als jener stehende Mann laut auf schrie, und in diesem Augenblicke wohl zwölf vermummte Kerl mit Hastigkeit aufsprangen, mich umringten, mir Pistolen, Flinten und Säbel an die Brust und den Kopf setzten, und schrecklich ausriefen: Halunke! den Beutel oder das Leben!

Jetzt sah ich, in was für Händen ich mich befand. In gebrochenem Deutsch erklärte ich den Räubern, daß ich kein reicher Mann, sondern ein armer Reisender sey, und daß ich eben deßhalb mein Vaterland verlassen habe, um einiges Geld zu verdienen.

Die Spitzbuben sahen einander an, und murmelten einige Worte, die ich nicht verstand.

Der Räuberhauptmann, der, wie ich späterhin erfuhr, unter dem Nahmen Haubein in der Gegend bekannt war, sagte hierauf zu mir: Höre, Bruder! du bist in einer Gesellschaft respectabler Männer. Wir leben, troß dem Deutschen Kaiser, im Ueberfluß. Alles, was das Leben angenehm macht, haben wir. Auch sind wir ganz sicher; denn niemand wagt

es, uns anzugreifen. Komm', zieh' mit uns, sollst unser Mitbruder und Koch werden.

Ich erschrak. Meine Entschuldigungen, daß ich nicht stark genug sey, ihnen bey ihrem Handwerke zu helfen, und daß ich von der Kochkunst nichts verstehe, ließen sie nicht gelten. Ich bath sie, mich in Frieden weiter ziehen zu lassen; da versetzte mir aber einer von ihnen einen solchen Stoß auf den Rücken, daß ich beynahe auf mein Gesicht hinstürzte.

Kerl! riefen mir mehrere zu, du bist in unsrer Gewalt; entweder du bleibst bey uns, oder wir schlagen dich auf der Stelle todt.

Ich schwieg. Der Räuberhauptmann befahl, mich zu binden. Dieß geschah. Nun verlangte man von mir, ich sollte einen Eid schwören, ihnen ewig treu zu seyn, und ihre Gesellschaft weder zu verlassen, noch sie zu verrathen.

Mein Vater hatte bey meiner Erziehung auf nichts mehr Sorgfalt verwandt, als darauf, mir strenge Wahrheitsliebe ins Herz zu pflanzen. Sohn, sagte er oft, ein wahrheitliebender Mensch ist ein herrlicher Mensch; jedermann kann Vertrauen zu ihm haben; Gott und alle gute Menschen lieben ihn; ein Lügner hingegen ist ein Nichtswürdiger, der nur Verachtung verdient. — Diesem Grundsatze gemäß führte

mich mein redlicher Vater an, in allen Lagen meines Lebens wahr zu seyn, nichts zu reden, was mir nicht aus dem Herzen kam, nichts zu versprechen, wovon ich voraus sähe, daß ich es nicht würde halten können. Auf diese Weise wurde Wahrhaftigkeit in meinen Augen die höchste Tugend, Lügenhaftigkeit das größte Laster; ich hielt es für Sünde, selbst im Scherze eine unschädliche Unwahrheit zu sagen. Gesegnet sey das Andenken meines guten Vaters! Hätte er auch nichts weiter für mich gethan, als mich zur Wahrhaftigkeit in meinen Reden und Handlungen geführt: so würde ich ihn schon deßhalb dankbar verehren müssen. Je mehr ich über den Menschen und das menschliche Leben nachdenke: desto mehr werde ich überzeugt, daß strenge Wahrheitsliebe unter allen Tugenden die erste und höchste sey, und das Bewußtseyn, daß ich von dieser Tugend niemahls wissentlich abgewichen sey, war immer der süßeste Trost in meinem Unglücke und das beste Mittel, meine niedergeschlagene Seele aufzuheitern.

Die Räuber verlangten noch Ein Mahl, daß ich den erwähnten Eid schwören sollte. Wäre ich von meinem Vater nicht so gut erzogen worden: so hätte ich wahrscheinlich diese Sünde begangen, und etwas geschworen, was der gute Mensch nie schwören darf; ich würde dadurch

das Zutrauen der Räuber gewonnen, und, troß dem Eide, die erste beste Gelegenheit benuzt haben, aus ihrer Gesellschaft zu entfliehen. Aber ich dachte anders. Zwar sah ich voraus, daß, wenn ich den Eid nicht schwöre, man mir nicht trauen, mich immer bewachen und mir dadurch alle Gelegenheit benehmen werde, zu entfliehen. Doch ich wollte lieber unglücklich seyn, als etwas Böses schwören, was ich zu halten nicht gesonnen war. Ich erklärte den Räubern mit vieler Entschlossenheit, die mir das Gefühl der Tugend gab, daß ich nun und nimmer den Eid schwören würde.

Da die Räuber sahen, daß ich standhaft bey meinem Entschlusse blieb, fiengen sie an, von andern Dingen zu sprechen, und erwähnten des Eides nie wieder.

Die Höhle.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde verließen die Räuber das Feuer. Mich nahmen sie in die Mitte. Nachmitternacht standen wir vor einer Höhle. Wir krochen hinein, und befanden uns bald an einer verschlossenen Thüre. Der Hauptmann

pfiff. Sogleich entstand inwendig ein Gerassel. Die Thüre sprang auf, und wir traten in einen unterirdischen Saal, der groß und mit Hausgeräthe und Gewehren gut ausgerüstet war.

Auf dem Herde brannte ein großes Feuer, in welchem mehrere Töpfe standen. Ein Paar Weiber mit verzerrten Gesichtern bereiteten das Essen. Der Boden, der als Tisch diente, wurde mit Tapeten bedeckt, und die Gerichte in die Mitte des Saals gesetzt.

Alle lagerten sich in einem Kreise hin. Ich mußte neben dem Hauptmann Haubein Platz nehmen. Jeder hatte sein Glas, das mit Wein gefüllt wurde. Man trank meine Gesundheit. Mir war übel dabey zu Muthe.

Nach dem Essen, bey welchem es viehisch genug zugieng, legten sich alle hin, und schliefen bald ein. Von meinen Augen war der Schlaf gewichen. Ich stellte Betrachtungen über meine traurige Lage an, und quälte mich mit allerley Besorgnissen. Der größere Theil des andern Tages war dem Schlafe gewidmet. Nun als es dunkel wurde, verließen die Räuber ihr Nest und kamen erst des Morgens wieder. Sie frohlockten, als sie zurückkehrten; denn sie hatten in einem nahen Orte das Haus eines wohlhabenden Kaufmannes geplündert und große Beute gemacht.

So vergieng ein Tag nach dem andern, fast an jedem derselben verübten sie ein Bubenstück, plünderten und mordeten sie. Mich ließen sie in der Höhle zurück, wo ich am Herde helfen, und einige Kranke verpflegen mußte. Vier starke Kerle waren in Gefechten, die die Räuber zu verschiedenen Mahlen mit Kaufleuten und Soldaten bestanden hatten, invalid geworden. Diese blieben auch zurück, und hatten ein wachsames Auge auf mich. Für den Fall, daß ich entflöhe, hatte jeder ein Paar scharf geladene Flinten bey der Hand, um den Fliehenden sogleich niederzuschießen.

Zwey Monathe befand ich mich bereits in diesem Raubneste. Die unordentliche, langweilige Lebensart, welche die Räuber führten, war mir höchst zuwider, ihre Gräuel empörten mich. Ich sehnte mich nach Erlösung und bath Gott täglich darum in meinen Gebethen.

Eines Abends war das Raubgesindel wieder abgezogen, um in das Haus eines nahen Landpredigers einzubrechen. Aber kaum waren vier Stunden verflossen, als sich an der verriegelten Thüre der Höhle ein wildes Geschrey: aufgemacht! aufgemacht! hören ließ.

Wir öfneten die Thüre. Welch ein Anblick! Zehn von den Räubern stürzten mit

Schweiß bedeckt, in den Saal. Mehrere derselben sanken blutend hin! —

Wir hörten jetzt, daß die Bande nahe beym Dorfe, in welchem sie einbrechen wollte, von Soldaten umringt worden, daß mehrere Räuber niedergesäbelt, einige aber nebst dem Hauptmann gefangen worden wären. —

Ich freute mich über die Niederlage der Bösewichter im Herzen recht sehr. Auf die andern machte diese Nachricht einen schrecklichen Eindruck. Alles gerieth in die größte Bestürzung, und lief wild durch einander. —

Jetzt oder nie, dachte ich, ist der Augenblick deiner Erlösung gekommen. Ich sah, daß man in der Verwirrung an mich nicht dachte. Unbemerkt schlupfte ich zur Thüre, und bald zur Höhle hinaus, und sah mich in Freyheit.

Was fühlte ich dabey für eine Wonne! wie jauchzte ich in meinem Herzen bey dem frohen Gedanken: ich bin frey!

Herrlich! herrlich! riefen Traumanns Kinder, die mit der größten Andacht zugehört hatten, und um den Mahler besorgt gewesen waren. Gottlob! daß sie frey geworden sind!

Ich eilte, fuhr der Erzähler fort, so schnell ich konnte, aus dieser Gegend. Als die Sonne aufging, sah ich mich am Ende des Waldes, und in einiger Entfernung winkten mir die Thür-

me einer Stadt. Die Freude, die ich dabey empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich wanderte mit schnellen Schritten der Stadt zu.

Doch für heute sey dieses genug. Morgen etwas mehr von meinen Schicksalen.

Nur das sagen sie uns noch, sprach Emil in bescheidenem Tone, ist der Räuberhauptmann bestraft worden?

Ich habe es, versetzte der Mahler, nach einigen Jahren erst erfahren, daß er am Galgen für die schändlichen Gräuel büßen mußte, die er verübt hatte. Auch erfuhr ich zugleich, daß einer von den Räubern selbst der Verräther dieser Bande war, und daß man auch diejenigen, die sich in die Höhle geflüchtet hatten, überfallen und theils getödtet, theils gefangen genommen habe. Wäre ich nur eine Stunde länger in der Höhle geblieben: so würde ich auch eingefangen worden seyn, und wer weiß, was mir dann widerfahren wäre.

Die Seeräuber.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Abend versammelte sich Groß und Klein wieder um den Mahler, der in seiner Erzählung fortfuhr:

So groß auch meine Freude war, mich in Freyheit zu sehen, so stiegen doch allmählich Besorgnisse in meiner Seele auf, die meine Freude sehr verminderten. Wie? dachte ich, werden die eingefangenen Räuber nicht eine genaue Beschreibung von ihren Kameraden machen, die entweder geflüchtet waren, oder sich in der Höhle befanden? Dann kann man auch mich erkennen, mich gefangen nehmen, und als einen Räuber behandeln.

Mein Herz pochte. Schüchtern näherte ich mich der Stadt, noch schüchterner betrat ich sie.

Ich kehrte in dem ersten Gasthofe, der mir aufstieß, ein, ließ mir einiges vorsetzen, und hing meinen stillen Betrachtungen nach. Da erblickte ich in einer andern Ecke einen jungen Mann, der, dem Gesichte nach, ein Landsmann von mir zu seyn schien. Ich redete ihn auf Italiänisch an; er antwortete mir in derselben Sprache. Wie groß war meine Freude! Wir wurden bald vertraut. Ferrari, so hieß er, erzählte mir, daß er von Wien käme, wo er als

Mahler sein Glück zu machen gehofft hatte. Diese Hoffnung war ihm fehl geschlagen. Dieß bewog mich, mein Vorhaben, nach der Residenz des deutschen Kaisers zu reisen, aufzugeben.

Ferrari schlug mir vor, ihn nach der Insel Malta zu begleiten, wo, wie er sagte, allezeit eine Menge reicher Cavalire aus allen Gegenden Europens versammelt wären, die einem Künstler Arbeit genug verschafften.

Der Vorschlag schien mir nicht übel. Ich besann mich nicht lange, reichte dem Ferrari die Hand, und versprach, ihn zu begleiten.

Ferrari war ein geschickter Mahler, und dabey einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Wir verließen Deutschland. Nie fühlten wir Langeweile. Unsre Unterhaltung stockte fast nie, und war immer anziehend und belehrend.

Wir durchwanderten einen großen Theil der Italiänischen Provinzen. In Livorno bestiegen wir ein Kauffahrdeyschiff, das nach Malta bestimmt war, und fuhren frohlockend ab. Der reinste Himmel, günstiger Wind, eine muntre Reisegesellschaft — dieß alles machte unsre Fahrt sehr angenehm. Doch die Freude sollte nicht lange währen.

Ein starker Nebel, der schon am zweyten Tage unsrer Reise das Meer bedeckte, machte

viele von uns mißmuthig. Allein noch weit verdrießlicher war der stärkere Wind, der sich erhob, und uns immer mehr nach Süden zu trieb.

Der Kapitain suchte das Schiff nordwärts zu lenken, allein der heftige Sturm, der bald entstand, vereitelte seine Bemühung. Wir kamen der nördlichen Spitze von Afrika immer näher. Sie wird von Barbaren bewohnt, die von jeher besonders mit den Maltesern in einem beständigen Kriege lebten, ihre Schiffe raubten, und die Mannschaft derselben zu Sclaven machten. Es war uns alles daran gelegen, uns von den Raubnestern dieser Barbaren, von Algier, Tunis und Tripolis, fern zu halten. Doch vergebens! Der Abend rückte heran, die Nacht kam herbey und verging, und noch immer braußte der Sturm und trieb uns nach den gedachten Raubstaaten hin.

Es mochte neun Uhr des Morgens seyn, als sich der Wind legte, und der Himmel aufklärte. Auch unsre Seelen erheiterten sich, die Freude wurde lauter und lauter, und artete bey vielen in muthwillige Lustigkeit aus.

Nach einer halben Stunde wich diese Freude; Angst und Schrecken traten an ihre Stelle. Denn wir erblickten in einiger Entfernung einen Korsaren (ein Raubschiff), der mit gespannten Segeln auf uns zu kam. Auf unserm Schiffe

gerieth alles in die größte Verwirrung. Viele verstummten, einige rannten wie wahnsinnig herum, andere jammerten und rangen die Hände. Ehe wir noch die wenigen Kanonen, die sich im Schiffe befanden, zu unsrer Vertheidigung in Ordnung brachten, war der algierische Kaper uns schon so nahe, daß wir seinen Zuruf: Halt! vernehmen konnten. Jetzt war an keine Flucht, an keinen Widerstand weiter zu denken. Wir strichen die Flagge, und ergaben uns den Räubern.

Die Barbaren führten uns nach Algier. Das Schiffsgut sammt der Schiffsmannschaft wurde verkauft. Auch mich traf dieß Loos. Wer beschreibt meinen schrecklichen Zustand! Um mein Unglück noch zu vergrößern, wurde ich von meinem geliebten Freunde Ferrari getrennt. Als wir schieden, fielen wir uns an die Brust, und weinten bittere Thränen. Kaum daß wir Kraft genug behielten, uns ein gebrochenes Lebewohl! zu stammeln.

Hier nimmt eine Reihe unaussprechlicher Leiden, die ich erduldete, ihren Anfang. Sie werden mir erlauben, sie mit Stillschweigen zu übergehen, und mir das Unangenehme, das mit der Rückerinnerung verbunden ist, zu ersparen. Nur einiges Wenige davon will ich im Allgemeinen berühren. Ich wäre meinen Drangsa-

len unterlegen, wenn nicht der Glaube an Gott und die damit verbundene Hoffnung meiner Erlösung mich aufrecht erhalten hätten.

Die Sclaverey.

(Beschluß.)

Ein reicher Kaufmann aus Algier war es, erzählte der Mahler weiter, der mich für eine starke Summe kaufte, und für noch eine stärkere bald wieder an einen reichen Mann nach Marocco verkaufte. Mein neuer Herr war ein übermüthiger, und gegen seine Sclaven hartherziger Mann. Diejenigen aber, die seine Liebe besaßen, konnten alles von ihm erlangen. Ich wurde ihm vorgestellt. Die andern Sclaven bewiesen gegen ihn die niedrigste Kriecherey. Ich konnte es ihnen nicht gleich thun; eine solche Demuth schien mir entehrend, schien mir eines Mannes unwürdig. Im Gefühl eines edlen Stolzes, bezeugte ich ihm zwar meine Ergebenheit, aber ließ ihm auch zugleich merken, daß ich nicht geneigt sey, mich, wie seine übrigen Sclaven, vor ihm zu erniedrigen.

Mein Benehmen schien dem hochmüthigen Barbaren sehr zu mißfallen. Er drückte dieß

nicht nur durch Mienen, sondern auch dadurch aus, daß er mich beym Kopfe faßte, und mich jämmerlich rüttelte. Dem Sclavenaufseher gab er den Befehl, mich in Fesseln zu legen, und strenge zu behandeln.

Die härtesten Arbeiten wurden mir aufgebürdet. Oft fiel ich, ermattet von der Arbeit und der entsetzlichsten Sonnenhitze, ohnmächtig hin. Mein unmenschlicher Aufseher schwang dann immer seine Peitsche, und schlug mich so lange, bis ich mich wieder aufraffte, und von neuem zu arbeiten anfing. O Gott, seufzte ich oft, erlöse mich von diesem Elende durch einen baldigen Tod. Einige Mahle war ich nahe daran, mir das Leben zu nehmen, aber der Gedanke an meinen himmlischen Vater gab mir Trost und neue Stärke; ich faßte Muth, und wohl mir, daß ich männlich ausgehalten und nicht selbst Hand an mich gelegt habe.

Ich will der elenden Kost nicht erwähnen, die ich in meinem Elende bekam. Aber das kann ich nicht verschweigen, daß ein Sohn meines Tyrannen, Hadi genannt, mir das Leben noch am meisten verbitterte. Ich weiß nicht, wodurch ich es mit diesem Jünglinge, dem einzigen Kinde meines Herrn, verdorben hatte. Durch die ausgesuchtesten Tücke suchte er mir wehe zu thun. Ich verabscheute sein schlechtes

schlechtes Herz, und litt dafür oft gräßliche Martern, so, daß zuweilen selbst mein hartherziger Aufseher Mitleid mit mir hatte. Einige Mahle, wann mich Hadi peinigte, war ich nahe daran, dem Bösewichte den Kopf zu zersplittern. Aber ein besseres Gefühl hielt mich von diesem Menschenmorde zurück.

Eines Tages, da ich nicht weit von einem tiefen Teiche arbeitete, vernahm ich ein lautes Angstgeschrey, und von dem Aufseher bald die Worte: Hadi ist in Gefahr zu ertrinken! Alle Sclaven stürzen nach dem Teiche hin; ich gehe auch mit. Ich sehe den verwegenen Jüngling. Er gibt sich Mühe, sich über dem Wasser zu erhalten. Aber seine Kräfte werden immer schwächer. Er schreyt um Hülfe. Niemand kann ihn retten, denn keiner versteht das Schwimmen. Ich war der einzige, der darin einige Fertigkeit besaß. Aber der Gedanke: den Bösewicht, der mich schon zwey Jahre lang boßhaft geplagt hatte, umkommen zu lassen, und mich so von seinen Quälereyen zu befreyen; hinderte mich, ihm beyzuspringen. Meine Rache schien mir gerecht. Doch in diesem Augenblicke erwachte mein besserer Geist, der mir sagte, der gute Mensch sey großmüthig und übe keine Rache.

Ich bath den Aufseher, mir schnell die Fes-

sein abzunehmen. Er that es. Hadi sank eben unter. Nur von seinen Haaren sah man noch etwas. Ich sprang hastig in den Teich, schwamm zu dem Unglücklichen, faßte ihn bey den Haaren, und zog ihn glücklich ans Ufer.

Unterdeß war die Nachricht von Hadis Unglück auch seinem Vater zu Ohren gekommen, und er kam, wie wahnsinnig, nach dem Teiche gerannt. Wild war seine Freude, als er seinen Sohn am Ufer erblickte. Aber dieser schien leblos. Ich sagte, daß man ihn schnell nach Hause tragen sollte, und verordnete hier alles, was man mit ihm vornehmen müsse, um ihn wieder ins Leben zu bringen. Der Erfolg war sehr glücklich. Nach einigen Minuten schlug Hadi die Augen auf, und nach vier und zwanzig Stunden befand er sich wieder ganz wohl.

Mein Herr und Hadi erfuhren, daß ich der Retter des letzten sey. So hartherzig auch beyde waren, so bemerkte ich doch, daß sie mich bey dieser Nachricht mit einer Art von Hochachtung ansahen. Hadi reichte mir seine Hand, und dankte mir nicht ohne Rührung. Der Vater aber sagte: Fremdling, du hast meinem Sohne das Leben gerettet. Bitte dir dafür eine Gnade aus, ich will sie dir gewähren, denn wisse, du hast etwas gerettet, das mir auf dieser Welt das liebste ist.

Herr, erwiederte ich, wenn du mir eine Wohlthat erweisen willst, so gib, o gib mir meine Freyheit wieder!

Hadis Vater stutzte bey dieser Bitte. Fremdling, sagte er, ich habe nicht erwartet, daß du so etwas bitten würdest. — Du hast mich damit überrascht. —

Er schwieg einige Minuten lang still. Nun, sagte er endlich, du hast dich um mich sehr verdient gemacht, ich will dir deine Bitte gewähren.

Diese Worte drangen wie ein Blitz durch meine Seele. Ich sank vor meinem Herrn nieder, umfaßte seine Kniee, und dankte ihm mit Freudenthränen für die geschenkte Freyheit.

Du hast mich nicht ausreden lassen, sagte mein Herr. Was ich versprochen, will ich halten. Aber nur unter der Bedingung, daß du mir bey dem Gotte, dem du dienst, gelobest, noch Ein Jahr bey mir zu bleiben.

Ich wurde bestürzt, denn schon hatte ich innerlich beschlossen, noch diesen Tag das Haus meines Gebiethers zu verlassen. Was konnte ich aber anders thun, als das von mir geforderte Versprechen leisten. — Ich that es.

Noch in dieser Stunde wurden mir die Fesseln abgenommen. Ich wurde von nun an mit Schonung behandelt, und Hadi bekam viel Zu-

neigung zu mir. Schon zwey Jahre hatte ich meine Kunst ganz vernachläßigt. Jetzt fing ich wieder an, zu zeichnen und zu mahlen.

Hadis Vater erfuhr zufällig, daß ich mit der Mahlerkunst bekannt sey. Ich mußte sein und seines Sohnes Bildniß machen. Als er beyde ansah, gerieth er darüber in so großes Entzücken, daß er mich in die Wangen kneipte, und laut ausrief: „Fremdling, du bist frey! Noch in dieser Stunde kannst du in dein Vaterland zurückkehren!"

Gerührt vor Freude dankte ich. Bald darauf machte ein Jüdischer Kaufmann eine Reise an die Küsten. Ich beschloß, mit ihm zu reisen. Mein bisheriger Gebiether beschenkte mich beym Abschiede reichlich, und Hadi war untröstlich. Mehrmahls fiel er mir um den Hals und wiederhohlte die Worte: Ziehe hin in Frieden!

Ich verließ bewegt das Haus. O auch Barbaren, dachte ich bey mir, haben ein menschliches Herz. Nur daß es oft aus Mangel an gehöriger Ausbildung verhärtet. Heil den Völkern, die durch eine gute Erziehung das Herz der Jugend zu veredeln suchen!

Es wäre vergebliche Mühe, wenn ich versuchen wollte, die Freude zu beschreiben, die ich über meine wiedererhaltene Freyheit empfand.

Wie schlug mein Herz, als ich wieder den Boden des Vaterlandes betrat! Ich fiel auf mein Gesicht nieder, und küßte ihn.

Mein ehemahliges Vorhaben, nach Wien zu reisen, erwachte von neuem. Ich machte mich auf den Weg dahin, und erreichte glücklich die gedachte Stadt. Von hier aus besuchte ich das nahe liegende Ungarn. In den Städten Oedenburg und Preßburg verlebte ich einige sehr angenehme Tage. In einer derselben machte ich die Bekanntschaft eines tugendhaften Mädchen. Ich both ihr die Hand, und bald waren wir auf ewig mit einander verbunden.

Luise — so hieß meine nunmehrige Gattin — ließ mich alle vorhergegangene Leiden meines Lebens vergessen. Sie hing mit zärtlicher Liebe an mir, und machte mir die Erde zum Himmel. Wir zogen nach Wien, wo ich meiner Kunst und der geliebten Gattinn lebte. Man überhäufte mich mit Bestellungen verschiedener Art. Die schönsten Gegenden um Wien, die reitzendsten Landschaften um Preßburg und Oedenburg mußte ich oft zeichnen. Man bezahlte sie zuweilen mit seltner Freygebigkeit; denn unter den Großen in Wien gab es immer viele, welche die Kunst zu ehren und den Künstler zu belohnen wußten. Ganze Familien ließen sich von mir mahlen, und ich bekam auf diese

Weise Gelegenheit, viele gute Menschen kennen zu lernen, und mit manchen in nähere Verhältnisse zu kommen.

Gegen Nahrungssorgen war ich durch den Ertrag meiner Arbeiten vollkommen geschützt. Die Tage verflohen schnell, denn ich und meine Gattinn waren fast ununterbrochen thätig, das beste Mittel gegen lange Weile. Das Wiener Volk ist froh gelaunt, offen und gastfrey. Mehrere öffentliche Gärten und Belustigungsorte sind schön und anziehend. Auch findet man hier die Lebensmittel viel wohlfeiler als in den meisten großen Städten Europens. Dieß alles zusammengenommen machte meinen Aufenthalt in Wien sehr angenehm.

Freylich war mir Anfangs der beständige Wirbel, in welchem sich alles in dieser Stadt herumdreht, lästig; aber ich gewöhnte mich bald daran. Mehr unangenehme Empfindungen machte mir zuweilen der große Luxus der Großen und die mit demselben gewöhnlich verbundenen Ausschweifungen der Sinnlichkeit. Einfachheit und Reinheit der Sitten gingen mir schon seit meiner frühen Jugend über alles. Aber nirgends findet man sie seltener, als in großen Residenzstädten.

Wollte ich mich bisweilen von meinen Arbeiten erhohlen, und im Schoße der Natur,

oder im Kreise recht braver Menschen neue Kräfte sammeln: so machte ich mit meiner Gattinn eine Reise bald nach Preßburg, wohin wir mehrmahls auf der Donau fuhren, bald nach Oedenburg. — O der schönen Tage, die ich in diesen zwey Städten Ungarns verlebte! Unvergeßlich werden mir einige schöne Plätze bey der ersten und ein Kastanienwäldchen bey der zweyten seyn! unvergeßlich die Freuden, die ich dort in traulichen Zirkeln trefflicher Menschen genossen habe! Doch, ich schwärme! ich lasse mich über Gegenstände aus, die vielleicht nur für mich so anziehend sind.

Zwanzig Jahre lebte ich in Wien in der glücklichsten Ehe. Ein Sohn, den uns der Himmel geschenkt hatte, versüßte uns durch seine Liebe und Dankbarkeit das Leben. — Ach, könnt' ich hier enden! — — —

Dem Mahler traten Thränen in die Augen. — Seine Zuhörer schwiegen, und wußten nicht, was in ihm vorgehe.

Verzeihen Sie, fuhr der Erzählende nach einer Pause fort, daß mich mein schmerzhaftes Gefühl wieder überwältigt hat. — Was ich noch zu erzählen habe, ist die traurigste Begebenheit meines Lebens.

So wohl es uns in Wien gefiel: so stark wurde doch auf Ein Mahl meine Sehnsucht nach

dem Vaterlande. In dem Schooße des vaterländischen Boden sollten meine Gebeine ruhen. „Dahin, dahin, wo die Zitronen blühn; dahin laßt uns, Geliebte, ziehn!“ sagte ich oft zu meiner Luise und Theodorn, unserm Sohne.

Endlich gab meine Gattinn diesen Wünschen nach, und entschloß sich zu einer Reise nach Italien. — O daß ich sie nicht angetreten hätte!

Wir schieden von Wien mit einem schmerzlichen Gefühl, als wäre es unsre Vaterstadt. Mehrere unserer Freunde begleiteten uns. Mit Thränen rissen wir uns aus ihren Armen, nicht ahnend, was uns bevorstehe. — Mir schwebten süße Bilder von Italien vor — schon sah ich im Geiste die herrlichen Gegenden am Po und der Tiber, die schönen Gärten und Villen, die anmuthigen Zitronen- Orangen- Feigen- und Dattelwälder, die erhabenen Kunstwerke des Alterthums, kurz, alles, was Italien Schönes und Großes enthält, sah ich im Geiste lebendig vor mir, und freute mich schon im Voraus auf den angenehmen Eindruck, den dieß alles auf meine Frau und unsern Sohn Theodor machen werde. Ach, von dieser Freude sollte ich nur den Vorschmack bekommen, sie wirklich genießen sollte ich nicht.

Wir erreichten Böhmen. — Hier wurde die Geliebte meines Herzens von einer ansteckenden

den Krankheit überfallen. Mit frommer Ergebung litt das gute, treffliche Weib. Theodor wollte nicht von ihrer Seite. Luise bath ihn, sich fern von ihr zu erhalten, damit er nicht auch angesteckt werde. Der Arzt warnte, drohte. Es half nichts. Theodors Liebe war zu groß. — Er wurde auch bettlägrig. — Mutter und Sohn gingen in Einer Stunde in ein besseres Leben.

Der Mahler mußte von neuem seine Augen trocknen. Auch Traumanns Kinder, die schweigend und gerührt um ihn saßen, weinten.

Traumann dankte seinem Gaste für die Erzählung, und schüttelte ihm treuherzig die Hand. Den Tag darauf that er dem Mahler den Vorschlag, sich bey ihm in Friedenthal niederzulassen. Aber er nahm ihn nicht an. Nein, sagte er, nichts hält mich länger in Deutschland zurück. In meinem Vaterlande will ich meine noch übrigen Tage verleben, dort hinüberschlummern in jenes Leben, wo ich meine Luise, meinen Theodor wieder zu finden hoffe.

Nach einigen Tagen verließ der Mahler wirklich Friedenthal. Beym Abschiede versprach er Traumannen, ihm von Italien aus zu schreiben.

Kaum waren vier Monathe verflossen, als schon ein Brief von ihm ankam. „Ich lebe

nun, schrieb er unter andern, in Rom, und genieße hier die hohen Reitze der Natur und die Schönheiten der Kunst. Eine Erbschaft, auf die ich nie gerechnet hatte, ist mir zu Theil geworden, und ich bin dadurch gegen alle Nahrungssorgen gedeckt. Was mir aber, seitdem ich wieder in Italien bin, die größte Freude gemacht hat, ist das Wiederfinden meines Freundes Ferrari, der vor wenigen Jahren erst durch einen Verwandten aus seiner Sclaverey zu Algier befreyt worden ist. Nach einigen Wochen reise ich nach Neapel, wo ich meine alten Tage im Stillen verleben will. Noch in meiner Todesstunde werde ich mit Freuden an Sie und die Ihrigen denken." *)

---

*) Diejenigen jungen Leser, die etwas Näheres von Vater Traumann und seiner Familie erfahren wollen, mögen folgendes Buch lesen: Vater Traumann. Von J. Glatz. (Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.)

Kurze Lebensgeschichte
des
Räuberhauptmanns Haubein.

Erster Abschnitt.

Der Anführer der Räuber, unter welchen der Mahler aus Neapel eine Zeit lang leben mußte, war in der Gegend, in der die Bande sich aufhielt, unter dem angenommenen Nahmen Haubein bekannt. Sein eigentlicher Nahme aber war Conrad Fink.

Conrad Fink war der Sohn eines Krämers im südlichen Deutschland. Sein Vater hatte zwar den besten Willen, aus Conrad einen geschickten und guten Menschen zu bilden; allein theils fehlte es ihm an Zeit, sich selbst mit ihm zu beschäftigen, theils an Geld, um ihn in eine gute Lehranstalt zu schicken. Die Schule des Ortes aber, wo er wohnte, war eben nicht zum besten beschaffen. Der Schullehrer war ein ehemahliger Soldat und bis zum Corporal gestiegen. Außer dem Bischen Lesen, Schreiben und Rechnen, das er verstand, hatte er wenige

Kenntnisse mehr. Dafür aber verstand er desto vollkommener die Kunst, den Stock mit Kraft zu führen, was ihm jeder seiner Schüler bezeugen mußte; denn keiner kam davon, ohne Beweise von dieser Geschicklichkeit erhalten zu haben.

Conrads Mutter war eine fromme Frau, die nichts sehnlicher wünschte, als daß aus ihrem Sohne ein frommer Mann werden möchte. Mit Liebe suchte sie den kleinen Conrad zum Guten zu leiten. Allein schon als vierjähriger Knabe bewies er eine Trägheit und Unbiegsamkeit, die nicht das Beste hoffen ließ.

Leider wohnte die fromme Seele der zärtlichen Mutter in einem kränklichen Körper. Conrad war einmahl in der Nähe des Wohnhauses nahe daran, von einem Wagen erquetscht zu werden. Die Mutter sah es. Aus der warmen Stube sprang sie erschrocken dem Sohne zu Hülfe, und erkältete sich; der große Schrecken kam dazu, und sie fühlte sich schon an demselben Tage so unpäßlich, daß sie sich zu Bette legen mußte. Seit dieser Zeit kränkelte sie immer.

Conrads Vater war selten zu Hause. Sein kleiner Handel veranlaßte ihn, den größern Theil des Jahres herum zu ziehen, um seine Waaren abzusetzen. Dem ausgearteten Sohne war dieß eben recht. Die Aufsicht der kränkli-

chen Mutter fürchtete er nicht. Ihre Warnungen, ihre Ermahnungen und Drohungen fruchteten wenig. Conrad hörte sie an, achtete aber nicht darauf. Oft ging er in seinem Trotze so weit, daß er der Mutter widersprach, mit den Füßen stampfte, und frey heraus erklärte, er werde dieß, was sie ihm geheißen hätte, durchaus nicht thun.

Für eine fühlende Mutter kann nichts angreifender, nichts kränkender seyn, als die Erfahrung, daß selbst ihr Kind, welches ihr so viele Mühe, so viele schlaflose Nächte gekostet, dem sie ihr ganzes Herz, all' ihre Liebe geschenkt hat, für welches sie vielleicht willig ihr Leben aufopfern möchte, daß selbst dieses Kind ihre Güte und Liebe mit Füßen tritt, ihre warnende Stimme nicht achtet, ihre größten Aufopferungen mit schnöder Undankbarkeit vergilt, und so die schönsten Freuden ihres Daseyns vergiftet. Was die Mutter um ihr Kind gelitten, was sie für dasselbe gethan hat, nimmer kann dieß das Kind vergelten. Nur kindliche, zutrauenvolle Liebe verlangt die zärtliche Mutter; wehe dem Kinde, das ihr diese Liebe versagt!

Auch Conrads Mutter fühlte sich tief gekränkt. Alles, alles, sagte sie heimlich zu sich, habe ich für ihn gethan — habe keine Mühe, keine Beschwerde gescheut, um ihn am Leben zu

erhalten und seine Tage angenehm zu machen — innig liebt ihn mein Herz, und er lohnt mir mit einer solchen Gleichgültigkeit und Halsstarrigkeit!

In solchen Augenblicken mütterlicher Wehmuth weinte sie bittre Thränen, und bath Gott inbrünstig, das Herz des Sohnes auf bessere Wege zu lenken, und sie Freude an ihm erleben zu lassen.

Conrad war der Liebe seiner Mutter nicht werth. An seinem zehnten Geburtstage beschenkte sie ihn mit einem neuen Kleide, das sie heimlich für ihn hatte verfertigen lassen. Als er aufwachte, fand er es auf seinem Bette. Seine Freude darüber war groß. Er zog es an, und sprang zur Mutter, die in der nahen Stube saß und, mit Thränen im Auge, an die Zukunft dachte. Alles, alles, sprach sie mit bebendem Herzen und einem gen Himmel gerichteten Blick, alles kannst du mir nehmen, himmlischer Vater! nur meinen Conrad erhalte mir, nur ihn laß meine Freude seyn — gib ihm Verstand, und ein gutes, frommes Herz.

Bey diesen Worten kam Conrad aus der Kammer in die Stube gesprungen. Das neue Kleid ließ ihm gut. Die Mutter erblickte ihn,

und freute sich. Der Morgen war heiter. Freundlich blickte die Sonne ins Zimmer. Ihre Strahlen brachen sich in den Thränen der Mutter.

Conrad eilte zur Mutter, ergriff ihre Hand, und küßte sie so herzlich, als er sie schon lange nicht geküßt hatte. Dank für das schöne Kleid, liebe Mutter! stammelte er, und die Mutter drückte ihn an ihr Herz, und ihre Zähren rollten auf seine Wangen hinab.

Conrad fing an zu weinen; so war ihm noch nie zu Muthe gewesen; sein Herz wollte brechen; krampfhaft drückte er der Mutter die Hand, schluchzend schmiegte er sich immer heftiger an ihr Herz, und konnte kein Wort vorbringen.

Mein Sohn! mein Sohn! stammelte die gefühlvolle Mutter. — Heute trittst du in dein zehntes Jahr — o möchte es für dich ein Jahr des Segens, für mich ein Jahr der Freude seyn! — Mein Sohn! — mein lieber, theurer Sohn! Das Glück meines Lebens ruht in deiner Hand, in deinem Herzen! Mein Sohn, werde gut und fromm! Dann ist deine Mutter glücklich!

Conrad zitterte, als die Mutter diese Worte sprach. Mutter! Mutter! sprach er leise mit gebrochenen Worten, ich will besser werden.

Wie wenn nach einem trüben, stürmischen Tage der Himmel sich klärt, und die freundliche

Sonne den Wanderer von neuem bescheint und stärkt: so war es der redlichen Mutter an diesem schönen, herrlichen Morgen. Die Sonne süßer Hoffnung ging ihr auf, und labte und stärkte das mütterliche Herz. Conrad, sagte sie zu sich selbst, ist noch gut; noch rührt ihn meine Liebe; gut, besser will er werden; das hat er mir versprochen! Und er wird sein Wort halten.

Gute, unglückliche Mutter! hoffe nicht zu viel. Leicht vergißt das flatterhafte Kind seine bessere Vorsätze und Versprechen, und nur selten sind gute Eindrücke auf sein Herz bleibend. Der träge Knabe ist nicht Herr seiner selbst, der halsstarrige stößt muthwillig das Gute und sein Glück von sich.

Conrad war in den Garten gesprungen. Mit einer Rose kehrte er zurück. Mutter! sprach er, und reichte ihr die Blume. Pauline — so hieß die Mutter — nahm die Rose. Ein Dorn daran verwundete sie. Die Redliche ahnete nicht, daß nahe an die Freude, die Conrad ihr an diesem Morgen machte, ein Dorn des Kummers und Schmerzes grenze. — In Liebe und Frieden verfloß der Vormittag.

Des Nachmittags ward Conrad in die Gesellschaft einiger seiner Mitschüler geladen. Be-

nimm dich gut, mein Sohn! sagte die Mutter zu ihm, als er hinging, und entließ ihn mit einem Kusse.

Frohlockend wurde Conrad von seinen Gespielen empfangen. Eine Stunde lang herrschte unter ihnen die schönste Verträglichkeit und Ordnung. Aber jetzt flohen diese schützenden Geister jeder guten Gesellschaft. Conrad warf sich in dem Garten, in welchen man sich begeben hatte, auf einen Rasenplatz hin, und wälzte sich darauf herum. Die übrigen schlugen ein Spiel vor, und luden ihn dazu ein. Seine Trägheit ließ ihm nicht zu, ihre Einladung anzunehmen. Nein, sagte er, ich spiele nicht mit; starke Bewegung ist meine Sache nicht; ich bin müde; es läßt sich hier herrlich ruhen; spielt ihr immer zu; ich will mich damit begnügen, euch zuzusehen.

Obgleich dieses Benehmen Conrads unartig genug war, und den übrigen auch wirklich mißfiel, so würde es doch weiter keine unangenehmen Auftritte veranlaßt haben, wenn er es dabey hätte bewenden lassen. Allein Conrad trieb seine Unartigkeit noch weiter.

Da seine Mitschüler gerade auf dem Platze, wo er lag, spielen wollten, so bathen sie ihn, er möchte ihn verlassen, und sich ein andres Plätzchen aufsuchen.

Ey, ey, rief er aus, seht mir nur die galanten Herren! Ich habe mir hier diesen Platz ausgesucht, und jetzt wollen sie mich davon vertreiben.

Lieber Conrad, versetzten mehrere, du siehst ja, daß wir bey dem Spiele, das wir vornehmen wollen, im ganzen Garten keinen schicklicheren Fleck finden können; dir aber verschlägt es nicht im geringsten, wenn du dich von hier weg auf einen andern begibst; du findest leicht noch eine bessere Lagerstätte.

Dem sey, wie ihm wolle, antwortete Conrad, nachlässig hingestreckt, es gefällt mir hier, und ich gehe nicht von der Stelle. Da sollte ich erst aufstehen, und mir einen andern Platz suchen; gehorsamer Diener! dazu bin ich viel zu müde!

Nun, so wollen wir dich wegtragen, wenn es dir zu beschwerlich ist, zu gehen! sagten einige, und wollten lächelnd den trägen Conrad anfassen. Da ergrimmte Conrad, schlug mit den Beinen um sich, und traf einen so stark an die Knieescheibe, daß dieser umfiel und vor Schmerz weinte.

Conrad! riefen die andern, was soll das heißen! Solche Ungezogenheiten verbitten wir uns! Sey kein Freudenstörer, sonst müssen wir dich aus unsrer Gesellschaft fortschaffen!

Conrad lachte. Kommt nur, und schafft mich fort! entgegnete er. Das soll euch theuer zu stehen kommen.

Laßt ihn in Ruhe, sagte der Verständigste unter ihnen, aus den Zänkereyen kann leicht eine Schlägerey entstehen, und dabey kommt nichts heraus. Wir wollen das Spiel anfangen. Mag er immer dort liegen bleiben, wenn er sich nur ruhig verhält!

Unwillig kehrten alle das Gesicht von dem halsstarrigen Knaben weg, und begannen das Spiel. Die Verachtung, die sie Conrad dadurch bewiesen, kränkte ihn sehr. Es gohr in seinem Innern, und sein Herz kochte Rache. Diese wollte er dadurch üben, daß er das Spiel zu stören suchte. Die Spielenden achteten darauf nicht. Dieß brachte ihn noch mehr in Wuth. Als einige vorbey liefen, streckte er den Fuß aus. Einer stolperte darüber, stürzte hin, und fiel so hart auf sein Gesicht, daß sogleich aus Mund und Nase das Blut herausströmte.

Conrad lachte darüber. Das brachte die andern gegen ihn sehr auf. Nichtswürdiger Mensch, riefen sie, gleich packe dich von hier weg, sonst ergreifen wir dich, und werfen dich schlechten Buben über die Mauer.

Das versucht nur! sprach Conrad höhnisch, dann fließt noch mehr Blut.

Jetzt konnten sich die andern nicht länger halten. Nein, riefen sie, einen solchen Bösewicht darf man nicht schonen! Auf, Brüder, laßt uns ihn anpacken und fortschaffen!

Alle fielen über ihn her. Conrads Wuth stieg aufs höchste. Er schlug wie rasend mit den Beinen um sich, und traf einen so stark an die Schläfe, daß der Unglückliche bewußtlos zu Boden taumelte.

Der Hingestürzte schien todt. Sein trauriger Anblick erhöhte den gerechten Unwillen gegen den schlechtgesinnten Conrad. Alle fielen auf ihn. Er raffte sich auf, schlug mit einem Knittel, der neben ihm gelegen hatte, auf sie zu, und verwundete mehrere am Kopfe. —

Ein Reitknecht, der in der Nähe alles mit angesehen hatte, sprang zornig herbey und rief: Prügelt den Lotterbuben wacker durch! Er verdients, daß er lahm gedroschen wird!

Die beleidigten Knaben banden Conraden. Der Knecht aber riß ihm den Knittel aus der Hand, und schlug dermaßen auf ihn los, daß er zu Boden fiel. Er würde seine Schläge noch länger fortgesetzt haben, wenn die Knaben ihn nicht davon zurückgehalten hätten.

Einige sprangen zu dem Unglücklichen, den der wüthende Conrad an die Schläfe getroffen hatte, und trugen ihn in das Haus. Die

andern aber führten Conrad gebunden zu seiner Mutter, der sie das Vorgefallene mit aller Wahrheit erzählten.

Man denke sich den Schmerz der guten, liebenden Mutter! Conrad! Conrad! seufzte sie, o wie betrübst du mich!

Zornig wandte Conrad sein Gesicht von ihr weg, und murmelte die Worte: Ich kehre mich an niemanden, und auch meine Mutter mag nur schweigen, sonst — —

Er sprach nicht weiter, aber sein drohender Blick verrieth deutlich, was er noch sagen wollte.

Gott! ich bin die unglücklichste Mutter in der Welt! seufzte Pauline, und ein Strom von bittern Thränen floß ihre Wangen hinab.— Ihr Herz war vom Schmerz zerrissen. Sie sagte nichts weiter. Conrad schlich sich, wie ein Mensch, den sein böses Gewissen plagt, in die Kammer, und kam diesen Tag nicht wieder zum Vorschein. Die Mutter weinte den ganzen Abend, und erinnerte sich an die Rose mit dem Dorn. Der heutige Morgen war so schön wie die Blume, die er mir brachte, seufzte sie; ach, der Abend gleicht dem Dorne der Rose; verwundet, blutig verwundet hat er von neuem mein Herz! Ich arme, unglückliche Mutter!

Conrads Entweichung.

Zweyter Abschnitt.

Die Nacht brach ein. Erst gegen Mitternacht legte Pauline sich zu Bette. Obgleich müde von den Arbeiten des verflossenen Tages und entkräftet durch den Schmerz, den Conrad ihr verursacht hatte, wollte doch der erquickende Schlaf sie nicht erfreuen. Traurige Empfindungen folterten ihr Innres; lebhaft schwebte das unfreundliche Bild ihres mißrathenen Sohnes vor ihrer Seele; ihr mütterliches Herz fühlte sich niedergedrückt, und nur Thränen, Thränen verschmähter Mutterliebe und vereitelter Hoffnungen gaben ihr einige Erleichterung.

Lange nach Mitternacht schlummerte sie erst ein. Ein süßer Traum erhöhte die Annehmlichkeit des sanften Schlummers. Es träumte ihr, Conrad habe auf Ein Mahl sich gebessert, sey fleißig, folgsam, nachgiebig und dankbar geworden. Als ein blühender Jüngling stand er vor der erfreuten Mutter. Alles drängte sich an ihn, um ihm Beweise von Achtung und Liebe zu geben. Ein fürstlicher Kourier sprengte herbey, und überreichte ihm ein Papier. Bescheiden entfaltet es Conrad, liest, und sein Gesicht verklärt sich. Der Fürst, hieß es in diesem

Papiere, kenne die Tugenden des treflichen Jünglings, und biethe ihm daher eine ansehnliche Stelle an seinem Hofe an. Die Umstehenden wünschen Conraden Glück, und rufen einmüthig aus: Er verdient es, daß der Fürst ihn so auszeichnet! Conrad kommt an den Hof. Alles versammelt sich hier um ihn, alles bezeigt ihm seine Ehrerbiethung. Der Fürst umarmt ihn, gewinnt ihn bald lieb, und wählt ihn zu seinem Vertrauten. Conrad vergißt in seinem Glücke Vater und Mutter nicht. Reichliche Geschenke sendet er ihnen, besucht das väterliche Haus sehr oft, und nöthigt seine Aeltern, ihn zuweilen am Hofe zu besuchen. — Sein Glück bethört ihn nicht; immer bleibt er bescheiden und edel; schämt sich seiner Herkunft nicht, und wird im ganzen Lande für ein Muster eines edlen Mannes gehalten.

Solche süße, erfreuliche Bilder gaukelten der schlummernden Mutter im Traume vor der Seele. Die arme Getäuschte! Schon steht die Sonne ziemlich hoch am Himmel, als sie erwacht. Dahin ist der schöne Traum, dahin ihr ganzes Glück! Sie denkt an den gestrigen Tag, und ihr Schmerz über den Sohn erneuert sich.

Traurig verläßt Pauline das Bett, kleidet sich an, und sieht nach Conrad. Er ist nicht mehr in der Kammer. Sie sucht ihn in der

Stube; auch da ist er nicht. Sie geht in den Hof, in den Garten, sie durchsucht das Haus; er ist nicht zu finden. Sie ruft seinen Namen aus; es erfolgt keine Antwort.

Pauline weiß nicht, was sie zu diesem allen denken soll. Ihre Nachfragen bey den Nachbaren werden mit den Worten: wir haben nichts von Conrad gesehen! beantwortet. Sie erkundigt sich im ganzen Orte nach ihm, und erhält dieselbe Antwort. Aengstlich kehrt sie nach Hause zurück. Auf dem Wege begegnet ihr ein Fuhrmann mit Holz, der ihr, auf ihre Nachfrage, erzählt, er habe dicht am nächsten Wäldchen einen Knaben mit einem kleinen Bündel unter dem Arm gesehen, der so ausgesehen habe, wie sie ihn beschrieben hätte. Er sah sich beständig um, sagte der Mann, als besorge er, daß er verfolgt werde. Ich hätte ihm gerne ins Gesicht geblickt, allein er that scheu, und hing den Kopf so stark, daß ich davon nichts sehen konnte. Es schien, als wenn das böse Gewissen ihn plagte.

Bey den letzten Worten erbebten der unglücklichen Mutter die Glieder. Ach, dachte sie bey sich, das ist niemand anders gewesen als Conrad!

Sie dankte dem Fuhrmanne für die Nachrichten, eilte ihrer Wohnung zu, und machte

durch Thränen ihrem Herzen Luft. Er ist geflohen! seufzte sie; das böse Gewissen und die Furcht vor Strafe hat ihn fortgetrieben! Er ist für uns vielleicht auf immer verloren!

Die gute Mutter irrte sich in ihrer Vermuthung nicht. Schlaflos hatte Conrad den größten Theil der Nacht zugebracht. Was er am vorigen Tage begangen und deßhalb zu befürchten hatte, schwebte ihm gleich einem drohenden Gespenste vor. Er zitterte vor der Strafe, die ihm bevorstand. Ihr zu entgehen, beschloß er, das väterliche Haus zu verlassen, und in die weite Welt zu gehen. Als die Sonne aufging, packte er einige Habseligkeiten zusammen, schlich sich leise aus dem Hause, und eilte davon.

Pauline ging zu einigen Anverwandten und bath sie, sich nach dem oben gedachten Wäldchen zu begeben, und dort eine Nachsuchung anzustellen, ob man nicht etwa Conraden darin fände. Dies geschah; aber von dem Flüchtling war nichts zu sehen noch zu hören.

Eine Woche verging, und Conrad war nicht zurückgekehrt. Unbeschreiblich war der Kummer, der an dem Herzen der Mutter nagte. Der Vater war verreist. Mit quälender Ungeduld sah Pauline seiner Zurückkunft entgegen.

Eines Abends vernahm sie das Traben eines Pferdes. Ihr Herz pochte. Das ist mein Mann! sagte sie, Gott, wie soll ich ihm unser Unglück mittheilen!

Pauline sah zum Fenster hinaus. Es war wirklich der alte Fink, der geritten kam. Nach einigen Augenblicken hielt er vor dem Hause an, sprang vom Pferde, band es an, und eilte seiner Frau zu, die, mit schwerem Herzen, ihm entgegen wankte.

Liebes, gutes Weib! rief er ihr zu, und umarmte sie. Du bist doch wohl gewesen? wie freue ich mich, daß ich wieder bey dir bin!

Meine Freude über deine Ankunft ist noch größer! stammelte Pauline. Sey mir herzlich willkommen, guter, bester Mann!

Beyde begaben sich in die Stube.

Wo ist Conrad? fragte der Vater, und sah sich allerwärts um, in der Hoffnung, den Sohn in irgend einem Winkel zu entdecken.

Conrad ist nicht zu Hause! antwortete Pauline mit Zittern, und ihre Worte erstarben ihr fast auf der Zunge.

Der Vater, welcher glaubte, Conrad sey ausgegangen, fragte nicht weiter. Gutes Weib, sprach er, meine Reise hätte leicht unglücklich ablaufen können. Du kennst den großen Wald, der vier Meilen von hier liegt. In diesem hat

sich vor ungefähr einem halben Jahre eine Bande Zigeuner angesiedelt. Ich weiß nicht, daß man auf dieses diebische Gesindel kein wachsameres Auge hat. Nicht als wenn ich diese elenden, unglücklichen Menschen vertrieben wissen wollte. Nein, ich wünsche nur, daß man sie nicht so frey herumstreichen ließe, sondern zur Arbeit anhielte, und auf ihr Thun und Lassen Acht hätte. Aber man achtet auf sie fast gar nicht. Das liederliche Volk geht müßig, und nährt sich vom Diebstahle. Ich komme durch den Wald geritten, in welchem sich das Gesindel aufhält. Auf Ein Mahl kommen wohl zehn von der Bande mir entgegengesprungen, und verlangen von mir Geld. Ich reiche ihnen einige Groschen. — Sie sind damit nicht zufrieden. Noch mehr! rufen sie. Ich gebe ihnen noch einen halben Gulden und will fortreiten. Allein sie fassen den Zügel, und verlangen in einem gebietherischen Tone meinen Beutel. Ich ziehe eine meiner Pistolen und drohe ihnen damit. Kaum versehe ich mich, so schlagen sie mir die Pistole aus der Hand. Ich ergreife ein kleines Päckchen, in welchem einige Pfeifenköpfe von Meerschaum, zwey silberne Löffel und ein Paar Federmesser für Conrad befindlich waren. Dieses Päckchen werfe ich ihnen hin. Alle springen darnach, und lassen mir Zeit, davon zu sprengen. Hätte ich

dieß nicht gethan, ich glaube, das Raubgesindel hätte mich ums Leben gebracht.

Pauline faßte ihren Mann bey der Hand, und sagte: Wie freue ich mich, daß du dieser Gefahr glücklich entgangen bist, und wieder hier an meiner Seite sitzest. O mein bester Mann, wie unglücklich wäre ich geworden, wenn dir etwas Schlimmes begegnet wäre. Unglücklich bin ich ohnehin schon!

Unglücklich? versetzte Fink, wie verstehst du das, liebes Weib? Unglücklich? Ich verstehe dich nicht. — Wie? du schweigst? — Pauline, gutes, geliebtes Weib, du willst nicht reden? — O rede! — rede! rede! Warum bist du unglücklich? — Du weinst, Pauline, du weinst? — Entdecke dich mir; was ist dir begegnet? Hat Conrad dir von neuem Kummer gemacht? —

Wir sind unglückliche Aeltern! schluchzte Pauline, und sank ihrem Manne an die Brust. Conrad ist ein ausgeartetes Kind.

Mit besorgter Seele vernahm der Vater diese Worte. Was ist mit ihm wieder vorgefallen? fragte er; wo ist er nun?

Schon über eine Woche, stammelte die gebeugte Mutter, ist er abwesend. Wohin er gekommen ist, weiß ich nicht.

Bestürzt vernahm der Vater diese Nachricht, und niedergedrückt wurde das treue väter-

liche Herz, als Pauline alles erzählte, was während seiner Abwesenheit mit Conrad vorgefallen war.

Lange kämpfte der gekränkte Vater mit den schmerzlichen Empfindungen, die seine Seele erfüllten. Endlich wurde es ruhiger und immer ruhiger in seinem Innern. Getrost, Pauline, sagte er zu seiner Gattin, setze deinem Schmerze Grenzen. Das ungerathene Kind verdient es nicht, daß eine gute Mutter um dasselbe sich so stark gräme. Was du an ihm thun konntest, hast du immer treulich gethan. Darum sey ruhig. Deine Schuld ist es nicht, daß er so mißrathen ist. Ich hoffe noch das Beste. Nichts ist mehr im Stande, den Menschen zu bessern, als Leiden. Die werden das undankbare Kind gewiß treffen; Conrad wird mit Mangel und anderm Ungemach zu kämpfen haben; dieß wird ihn auf sich aufmerksam machen, und reuevoll kehrt er dann zu uns zurück, und fleht um Verzeihung.

Diese Worte besänftigten den Kummer der Mutter. Aber ein Tag verging nach dem andern, und Conrad kehrte nicht zurück.

Die Zigeuner.

Dritter Abschnitt.

Unterdeß war der Vorfall des alten Fink mit den Zigeunern ruchtbar geworden. Die Obrigkeit ließ Finken vorladen, und befragte ihn darüber. Es wurde beschlossen, einige bewaffnete Soldaten nach dem erwähnten Walde zu schicken, und die Zigeuner greifen zu lassen.

Fink wurde ersucht, die Soldaten zu begleiten, und ihnen den Platz zu zeigen, wo er angefallen worden sey. Er bewaffnete sich mit einigen Pistolen und einem scharfen Säbel, nahm von seiner Frau herzlichen Abschied, bestieg sein Pferd, und ritt den Soldaten nach, die bereits vorausgegangen waren.

Nachmittags erreichten sie den Wald. Fink ritt voran; die Soldaten folgten ihm ungesehen in mäßiger Entfernung. Er kam an dem Platze an, wo die Zigeuner sich aufhielten. Plötzlich sprangen vier von ihnen hervor, fielen dem Pferde in den Zügel, und verlangten von Finken Geld.

Fink pfiff, und in diesem Augenblick stürzten die Soldaten mit vorgestrecktem Gewehr aus dem Walde hervor, und umringten die Zigeuner. Diese waren vor Schrecken außer sich, fielen auf ihre Kniee, hielten sich die Augen

zu, und schrieen erbärmlich um Gnade. Die Soldaten wurden von ihnen gnädige Herren und Fink Excellenz titulirt.

Der Unter-Lieutenant, der die Soldaten commandirte, befahl ihnen, die vier armen Schächer zu binden. Noch immer glaubten sie, man wolle sie erschießen, und schrieen in Einem fort: Gnade! Gnade!

Die Zigeuner mußten nun den Soldaten die Hütte zeigen, in welcher sich die übrigen aufhielten. Als man ihr ziemlich nahe war, erblickte Fink an der Thüre dieser elenden Bude einen Knaben, der gemächlich da saß, und aus einer Pfeife mit einem sehr kurzen Rohre rauchte.

Fink erschrak bey diesem Anblicke. Wie? sagte er zu sich selbst, ist jener Knabe nicht mein Sohn Conrad? Gott, wenn er es wäre! Wenn der Leichtsinnige sich so sehr vergessen, und in die Zigeunerhütte sich geflüchtet hätte! Eine größere Schande könnte mir nicht widerfahren!--

Fink ritt ganz nahe an die elende Hütte.— Gott! rief er aus, es ist mein Sohn! — Conrad! Conrad! ungerathenes Kind! muß ich dich hier finden?

Conrad blickte auf, erkannte seinen Vater, that einen lauten Schrey, ließ die Pfeife fallen, und sprang in die Zigeunerbude.

Fink stieg vom Pferde ab, band es an,

hob die Pfeife auf und sah, daß es eine von denen war, die sich in dem Päckchen befanden, welches er den Zigeunern hinwarf, als sie ihn vor einigen Tagen in dem Walde anfielen.

Die Soldaten umringten die Hütte, und nahmen alle Zigeuner gefangen. Was Henker! riefen einige, als sie Conraden erblickten, da findet sich ja auch ein Junge unter dem Gesindel, der unmöglich ihres Gleichen seyn kann! Wie ist der hieher gekommen? Nicht wahr, Kleiner, man hat dich geraubt?

Conrad that ängstlich. Verlegen blickte er nach seinem Vater, der einige Augenblicke lang selbst nicht wußte, wie er sich bey der Sache benehmen sollte. Er hätte zwar durch die offene Erklärung, daß Conrad sein Sohn sey, alles gleich beylegen können; allein der Gedanke an die Schande, die damit verbunden war, hielt ihn von dieser Erklärung zurück. — Dieser Knabe, sagte endlich Fink, ist mir wohlbekannt. Er gehört nicht zu den Zigeunern. Ich weiß nicht, auf welche Weise er sich zu ihnen verlausen hat. Ueberlasset ihn mir; ich will ihn schon nach Hause zu den Seinigen bringen.

Die Soldaten hatten nichts dagegen einzuwenden; sie nahmen die Zigeuner in die Mitte, und führten sie gebunden fort.

Fink setzte Conraden auf das Pferd, vor sich hin, und ritt mit ihm nach seinem Wohnorte. Er richtete es so ein, daß er hier erst spät in der Nacht, als schon alles schlief, eintraf.

Freudig erschrak Pauline, als ihr Mann mit dem Sohne in die Stube trat. Conrad hatte nicht das Herz, seiner Mutter ins Gesicht zu sehen; finster und voll tiefer Schaam blickte er nach der Erde und brachte keinen Laut vor.

Woher bringst du ihn? fragte die Mutter in gebrochenem Tone.

Aus der Zigeunerbude! antwortete der Vater. Dort hat er sich niedergelassen, und unter dem Diebsgesindel Vater und Mutter vergessen, die ihn immer so lieb hatten!

Pauline fuhr erschrocken zusammen. Gott! ist das möglich? rief sie. Conrad, unser Sohn, unter den Zigeunern? — unter dem Raubgesindel?

Ja, Mutter, ja! versetzte Fink, und sein innerer Schmerz drückte sich auf seinem Gesichte und in dem Tone seiner Rede aus. Mein Herz möchte mir brechen, wenn ich daran denke. Das ist der Dank für unsre Liebe und Sorgfalt, die wir von jeher für ihn hatten.

Conrad! sprach die Mutter, schmerzlich gerührt, Conrad, wie tief beugst du deine Aeltern! du verbitterst und verkürzest uns das

leben. — O wie vielen Kummer hast du uns schon verursacht. — Wir haben dir immer verziehen, in der Hoffnung, daß du dich bessern würdest. — O unglückliches Kind, du fühlst unsre Liebe nicht! du rennst blindlings ins Verderben, und ziehst auch deine Aeltern mit hinein.

Diese Worte drangen in Conrads Herz. Es wurde erweicht. Thränen der Reue entstürzten seinen Augen. Er fiel dem Vater und der Mutter zu Füßen, und bath sie schluchzend um Verzeihung.

Ach, das väterliche Herz vergibt so gerne, wenn nur einige Hoffnung da ist, daß das Kind sich bessern werde. Steh' auf, Conrad, sagte der Vater, steh auf! Dein Fehltritt ist groß. Wir wollen darüber morgen weiter sprechen. Ich will sehen, ob es dein ernstlicher Vorsatz ist, besser zu werden, und uns das Vorgefallene vergessen zu machen.

O gewiß! gewiß! rief Conrad; ich will besser werden, nur vergeben Sie mir, Vater! vergeben Sie mir, Mutter!

Das mütterliche Herz wurde gerührt, und vergab dem verirrten Sohne.

Conrads Wanderungen.

Vierter Abschnitt.

Den Tag darauf erschien Conrad vor seinen Aeltern. Als ein Sünder sah er beschämt nach dem Boden. Er mußte erzählen, auf welche Weise er unter die Zigeuner gerathen sey. Folgendes war kurz der Inhalt seiner Erzählung.

Conrad fürchtete eine harte Strafe, wegen seiner oben erzählten Ungezogenheiten im Garten. Um sich derselben zu entziehen, beschloß er, das väterliche Haus zu verlassen, und nie wieder zurückzukehren. Er packte früh Morgens seine Kleider zusammen, nahm das wenige Geld, das er in seiner Sparbüchse hatte, und eilte davon.

Wohin er eigentlich wolle, wußte er nicht. Einige Stunden war er gelaufen, als er so müde wurde, daß er sich niedersetzen und ausruhen mußte. Er schlief ein, und hatte schreckliche Träume.

Als er wieder erwachte, sah er sich allein, unter freyem Himmel, mitten auf dem Felde. Da erschrak er vor sich selbst. Er bekam Lust, zurückzukehren und seine Mutter um Verzeihung anzuflehen. Aber der Gedanke an den gestrigen Nachmittag und an die Strafe, die er zu erwar-

ten hatte, schreckte ihn davon ab. Er raffte sich auf, und schlich weiter.

Des Nachmittags erreichte er eine kleine Stadt. Mit seinem Bündelchen unter dem Arm, durchstrich er hinkend einige Straßen, denn sein Marsch hatte ihm die Füße wund gerieben. Gassenjungen liefen ihm nach und riefen ihm zu: Mosje! wo kommt er her? Mosje! hier wird nichts gereicht! Mosje! warum geht er nicht in die Schule? Mosje! in seinem Alter muß man lernen und nicht betteln!

Diese Spöttereyen beleidigten ihn sehr, und er fühlte jetzt selbst, wie wehe es thue, sich von andern verspottet zu sehen. Die Ungezogenheit, andere zu necken und auszulachen, hatte er sich oft zu Schulden kommen lassen. Jetzt wurde es ihm vergolten.

Laßt mich in Ruhe! rief er den Gassenjungen zu, sonst soll es euch übel ergehen.

Was, Mosje? was? erwiederten die ungezogenen Knaben. Seht nur, wie er einher stolpert! Und immer sieht er sich um, wie wenn er ein Räuber oder ein Dieb wäre, den man verfolgt!

Diese Worte thaten Conraden sehr weh, denn sie enthielten Wahrheit. Sein böses Gewissen ließ ihn allerdings befürchten, daß man ihn verfolge, und er sah sich beständig um, ob er

nicht jemanden sähe, der ihn fangen und nach seinem Wohnorte zurückschleppen wolle.

Die Neckereyen der Gassenjungen gingen so weit, daß Conrad sich am Ende nicht enthalten konnte, einen Stein zu ergreifen, und unter sie zu werfen. Er traf einen so stark an die Hand, daß Blut kam. Jetzt fielen die andern über ihn her, zerzausten ihn, warfen ihn zu Boden, und hätten ihn noch ärger gemißhandelt, wenn nicht gerade ein Paar Gerichtsdiener vorbeygegangen wären, und dieser Schlägerey ein Ende gemacht hätten.

Conrad wurde von den Gerichtsdienern gefragt, wer er sey, und woher er käme. Seine Antworten waren verwirrt und zweydeutig. Auch verrieth er große Verlegenheit und Angst. Dadurch machte er sich verdächtig. —

Die Gerichtsdiener hielten es für ihre Pflicht, ihn vor eine obrigkeitliche Person zu bringen, damit er hier noch näher befragt würde. Als auch hier seine Antworten sehr zweydeutig ausfielen, befahl die Magistratsperson, ihn in das bürgerliche Gefängniß zu führen.

Welch ein Schrecken überfiel bey diesen Worten den verlegenen Conrad! Er zitterte am ganzen Leibe. Die Gerichtsdiener führten ihn in die Arreststube, wo sie ihm eine Bettstelle mit etwas Stroh zeigten, in welcher er die Nacht

zubringen sollte. Nach zwey Stunden erhielt er auch ein Stück Brot mit einem Glase Wasser!

Ob er gleich diesen Tag fast nichts gegessen, und seit einigen Stunden großen Hunger hatte, so ließ er doch jetzt das Brot liegen. Aller Appetit war ihm vergangen. Traurige Bilder, die ihm die Furcht vormahlte, schwebten vor seiner Seele. Er glaubte, daß man ihn streng behandeln, öffentlich züchtigen und in Ketten wieder zu seinen Aeltern schicken würde.

So wie der Hunger, so wich auch der Schlaf von Conrad. Auf Ein Mahl erwachte bey ihm der Gedanke an Flucht. Er beschloß, sich durch dieselbe vor der Schmach zu retten, die ihm, seiner Meinung nach, bevorstand. Unglücklicher Weise waren die Fenster so gut verwahrt, daß er sie nicht öffnen konnte.

Conrad verließ die Fenster, und warf sich auf das Stroh, das ihm zum Unterlager diente. Seine Angst stieg mit jedem Augenblick. Du willst ein Fenster einbrechen, dachte er, und so herausspringen.

Gedacht, gethan! Conrad verließ das harte Lager, sprang zum Fenster, schlug es ein, und ließ sich behutsam mit seinem Bündelchen an der Wand hinab.

Gottlob! dachte er, jetzt bin ich frey! Aber in diesem Augenblick erwischte ihn ein starker

Mann beym Schopfe, und gab ihm, mit den Worten: Ha, wart Halunke! einige tüchtige Hiebe auf den Rücken, daß Conrad vor Schmerz zu schreyen anfing.

Unsanft schleppte ihn der Mann, der die Aufsicht über das Gefängniß hatte, und durch das Geräusch, welches das Einschlagen des Fensters machte, bewogen worden war, sein Bett zu verlassen, und vor die Thüre zu springen, wieder in die Arreststube zurück, wo die quälendsten Empfindungen seine Seele durchkreuzten.

Damit Conrad nicht von neuem entspringe, verwahrte der Aufseher des Gefängnisses die Fenster mit den Laden, die er von aussen zuriegelte.

Den darauf folgenden Tag wurde Conrad von einer obrigkeitlichen Person abermahls verhört. Sein Versuch, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, wurde für strafwürdig erklärt. Der Gerichtsdiener mußte ihm einige Ruthenhiebe aufzählen, und ihn hierauf über die Grenze der Stadt bringen, wo er ihm mit einem Haselstocke noch einige Schläge mit auf den Weg gab.

Diese traurigen Vorfälle schlugen Conraden ganz danieder; dazu kam noch der Gedanke an seine Aeltern und machte ihn noch unglücklicher. Er wollte zu ihnen zurückkehren, allein unzeitige Schaam hielt ihn davon ab.

Drey Tage lang irrte Conrad in dieser Gegend herum. Nirgends wollte man ihn beherbergen, weil man ihn für einen herumstreichenden Bettlerjungen hielt. Zwey Nächte mußte er unter freyem Himmel zubringen.

Sein Geld war bald verzehrt, und er sah sich in der traurigen Nothwendigkeit, seine Zuflucht zum Betteln zu nehmen. Wie bereuete er jezt seine unbesonnene Entweichung aus dem väterlichen Hause, wo es ihm immer, wenn er nur gut war, so wohl ging!

Am vierten Tage gelang es Conraden endlich, in einem Marktflecken einen Mann zu finden, der sich seiner annahm, und zu ihm sagte: Wenn du bey mir bleiben willst: so will ich dich behalten, und es soll dir, wenn du nur fleißig, ordnungsliebend und treu bist, bey mir gewiß gefallen.

Wer war froher als Conrad! Mit Freuden nahm er dieses gütige Anerbieten an, und versprach, sich so aufzuführen, daß sein Herr mit ihm würde zufrieden seyn können.

Sogleich wies ihm der Herr einige Arbeiten an. Sie wurden Conraden sehr sauer, denn zu Hause wollte er sich durchaus nicht an anhaltende Thätigkeit gewöhnen. Die Trägheit, die ihm zur Natur geworden war, kam dazu, und er verrichtete die ihm aufgetragenen

Arbeiten nicht nur mit vieler Mühe, sondern auch so schlecht, daß sein Herr den Kopf darüber schüttelte, und die Worte fallen ließ: Ey, ey, Conrad! du scheinst für solche Arbeiten nichts zu taugen.

Conrad befürchtete, daß sein Herr ihm den Abschied geben dürfte, und sprach niedergeschlagen zu sich selbst: Es ist doch ärgerlich, daß ich so wenig Kraft, Lust und Geschicklichkeit zur Arbeit habe. Ach, jetzt erst sehe ich ein, was meine Aeltern so oft zu mir gesagt haben: Ein Mensch, der faul ist, und die Thätigkeit nicht liebt, verdient keine Achtung; niemand wird gern mit ihm in Verbindung stehen, und seine Faulheit wird ihm selbst oft den größten Schaden zufügen.

Den Tag darauf sagte sein Herr zu ihm: Heute, Conrad, sollst du andere Arbeiten bekommen; vielleicht gelingen diese dir besser.

Er ging an seine Geschäfte, mit dem festen Vorsatze, sie mit aller Sorgfalt zu verrichten. Aber schon nach einer Stunde ermattete er. Es war ihm, als wenn das Blut in seinen Adern stockte, und alle Kraft von ihm gewichen wäre. — Er setzte sich nieder, um auszuruhen. Der Schlaf überfiel ihn, und er sank in einen so tiefen Schlummer, daß er nur durch ein starkes Rütteln seines Herrn aufgeweckt werden konnte. —

Conrad, sagte jetzt sein Herr, du hast ja von alle dem, was ich dir befohlen habe, fast noch nichts gethan. Weißt du denn, wie viel Uhr wir haben? Hör', jetzt schlägt es zwölf. — Beschämt stand Conrad auf, und wußte kein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Nachmittags ging es nicht besser; Conrad schlief wieder ein, und als sein Herr ihn unsanft weckte, und ihm Vorwürfe machte: wurde Conrad unwillig, und überzeugte seinen Herrn, daß derselbe es mit einem eigensinnigen, halsstarrigen Knaben zu thun habe, weßhalb er auch noch an demselben Tage verabschiedet wurde.

Nun war Conrad wieder einsam und verlassen, bis er nach zwey Tagen in jenen Wald kam, in welchem sich die Räuber aufhielten. Der größte Hunger trieb ihn an, in ihre Hütte einzukehren, wo er den größern Theil von ihnen an einem Feuer, halb nackt auf die Erde hingestreckt, erblickte. So elend sie auch zu seyn schienen: so waren sie doch sehr lustig. Ein Paar spielten auf der Violine (denn die Zigeuner haben überhaupt sehr viel Anlage zur Musik), die andern sangen, einige wenige tanzten.

Conrad war den Zigeunern sehr willkommen. Sie hatten jemanden nöthig, der ihnen in der nächsten Stadt Verschiedenes einkaufe. Ihn wollten sie dazu gebrauchen. Um ihn an-

zulocken, gaben sie ihm das Beste, was sie eben vorräthig hatten, und da Conrad sich in so großer Noth befand, da er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, und hier sich müßige Tage versprechen konnte: so blieb er gerne bey den Zigeunern, ließ sich von ihnen drollige Geschichten erzählen (was viele von ihnen gut verstehen), und tanzte zuweilen ums Feuer herum.

So hatte Conrad bereits einige Tage verlebt, als sein Vater mit den Soldaten erschien, und den verlornen Sohn wieder nach Hause zurückbrachte.

Als Conrad seine Erzählung geendigt hatte, bath er noch Ein Mahl seine Aeltern um Verzeihung. Sie versprachen ihm diese, wenn er ihnen angelobe, in Zukunft nie wieder so alberne Streiche zu spielen; was Conrad unter Thränen versprach.

Als die Aeltern ihm verziehen hatten, war es ihm, als sey eine schwere Last von seinem Herzen gefallen. Wie sehr erleichtert fühlte er sich! Nur Ein Gedanke beunruhigte und drückte ihn noch; der Gedanke: was werden die Einwohner des Ortes von mir denken? werden sie nicht mit Fingern auf mich zeigen? werden sie sich einander nicht zurufen: seht, da geht der ungerathene, verlorne Sohn!

Es fuhr ein starker Schreck durch seine Glie-

der, wenn dieser Gedanke in seiner Seele lebhaft wurde. — Mit großer Freude vernahm er, daß derjenige, den er an jenem unglücklichen Abend mit dem Fuße an die Schläfe getroffen hatte, wieder ganz hergestellt sey.

Ein Paar Tage lang ging Conrad nicht aus dem Hause; am dritten aber wagte er es, einen jungen Bekannten zu besuchen. Er schritt so schnell zu, daß sich jedermann über die Behendigkeit des sonst so trägen Knaben verwunderte. Keinem Menschen sah er ins Gesichte, und da er bemerkte, daß viele auf ihn sahen, und sich einander zuriefen: Da ist er ja wieder! da hätte er vor Scham in die Erde sinken mögen.

Noch hatte Conrad nicht das Haus erreicht, in welchem sein Gespiele wohnte, als er zwey Gerichtsdiener aus einer nahen Stadt erblickte, wohin die eingezogenen Zigeuner gebracht worden waren. Diese Gerichtsdiener hatten die Soldaten in den Wald begleitet. Conrad erkannte sie sogleich, und erschrak heftig, wendete sein Gesicht von ihnen weg, und glaubte, auf diese Weise unerkannt zu bleiben.

Doch Conrad irrte sich. Die Gerichtsdiener sahen ihn kaum, als sie einander anstießen und sagten: Ist das nicht der Junge, der unter den Zigeunern steckte? Ja wahrhaftig das ist er. He, kleiner Mensch, ein wenig still gestanden!

Erschrocken und voll Scham stand Conrad still, und harrte bange auf den Ausgang der Sache.

Hörst du, Kleiner, sagte der eine Gerichtsdiener, wir sind von der Obrigkeit hieher geschickt worden, um Herrn Fink einzuladen, dem Verhöre beyzuwohnen, das morgen mit den Zigeunern vorgenommen werden soll. Auch du mußt dabey seyn. Komme jetzt nur gleich mit zu Herrn Fink. Es ist uns sehr lieb, daß wir dich so unverhofft hier angetroffen haben.

Conrads Angst war so groß, daß er nicht ein einziges Wort sprechen konnte, und sich geduldig von den Gerichtsdienern nach dem Hause seines Vaters führen ließ. Er bemerkte nicht einmahl den Zulauf des Volks, der dadurch veranlaßt wurde.

Den Tag darauf begab sich Herr Fink mit seinem Sohne nach der Stadt, wo die Zigeuner verhört wurden. Sie hatten vieles zu Conrads Nachtheile ausgesagt, unter andern auch, daß er Schuld an dem Ausfalle auf Herrn Fink gewesen sey. Da sich ihre Aussagen aber widersprachen, und man wohl wußte, daß die Zigeuner Meister im Lügen seyen: so sprach man Conraden von den gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen los.

So groß nun auch seine Freude darüber

war: so fühlte er doch auch die Schande, die damit verbunden war, daß es nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in Conrads Wohnorte ruchtbar wurde, er sey unter den Zigeunern gefunden worden. Auch seinen Aeltern war dieß höchst unangenehm, und die Mutter wiederhohlte mehrmahls die Worte: Sieh, Conrad, welche Schande hast du uns bereitet! —

Es vergingen mehrere Wochen, ehe die Sache in Vergessenheit gerieth, und Conrad in dieser Hinsicht wieder ganz ruhig seyn konnte.

Müßiggang ist vieler Laster Anfang.

Fünfter Abschnitt.

Dieser Vorfall hatte auf Conrad tiefen Eindruck gemacht. Er nahm sich fest vor, in Zukunft verständiger zu seyn, und seinen Aeltern mehr Freude zu machen, als es bis jetzt geschehen war. Der Vater ermahnte ihn besonders, thätiger zu seyn, und dem Rathe verständiger Menschen willig zu folgen. Conrad versprach, diesen Ermahnungen nachzuleben.

Schon waren mehrere Wochen verflossen, und Conrad hatte seinen Aeltern in dieser Zeit nur selten Veranlassung zum Tadel gegeben.

Pauline war darüber voll Freude, und sagte mehrmahls zu ihrem Manne: Er ist jetzt auf Ein Mahl ganz anders geworden; sieh nur, wie fleißig und folgsam er ist, und wie er überall guten Willen zeigt!

Der gute Wille, versetzte einmahl der Vater, ist eine herrliche Sache — er hat bey einem Menschen den größten Werth, und daher freut es mich auch ungemein, daß Conrad guten Willen zeigt. Wenn er nur keine Rückschritte macht! Der Mensch ist oft sehr schwach; gibt er nicht sorgfältig auf sich Acht, so sinkt er leicht wieder in seine alten Fehler zurück.

Der gute Vater redete sehr wahr; leider, bewies dieses Conrad bald genug. Dringende Geschäfte riefen den alten Fink nach sechs Wochen aus seinem Wohnorte. Er reisete ziemlich weit, und wollte erst in einem Monathe wieder kommen. Bey dem Abschiede sagte er zu Conrad: Mein Sohn, betrage dich während meiner Abwesenheit so, daß deine Mutter mit dir zufrieden seyn, und mir, wenn ich zurückkehre, viel Schönes und Gutes von dir erzählen kann.

Einige Tage betrug sich Conrad gut, aber da er sich von der strengen Aufsicht des Vaters befreyt sah, und die Mutter von einer Unpäßlichkeit befallen wurde: so fing er allmählich an, seine guten Vorsätze und die Lehren des

Vaters zu vergessen. Sein Hang zum Müßiggange stellte sich wieder ein. Er versäumte oft die Schule, schlich sich in die Scheunen oder auf den Heuboden, und verschlief dort manchen halben Tag. Die Mutter bemerkte es, und bath ihn, sich nicht der Trägheit hinzugeben, sondern Herr über sie zu werden. Sie gab ihm ein Paar nützliche Bücher, um darin zu lesen. Allein Conrad achtete nicht auf die Erinnerungen der Mutter. Die Bücher sah er nicht an, die Schule hielt er für einen Ort der Qual, und jede Arbeit für etwas Unausstehliches. Kam er auch in die Schule, so saß er entweder als ein Träumer da, oder schlief wohl gar zuweilen ein. Dem Lehrer machte er dadurch viel Verdruß, und bewog ihn, daß er oft an Conrad seine Geschicklichkeit im Führen des Stockes übte. Dieß machte dem trägen Schüler die Schule noch mehr verhaßt; er versäumte sie am Ende fast gänzlich.

Bey dieser Lebensart konnte es nicht anders kommen, als daß Conrad oft peinigende Langeweile empfand. Um ihr zu entgehen, schlief er entweder, oder gerieth auf läppische Einfälle, und vertrieb sich auf eine kindische Weise die Zeit. Er machte in die Tische und Stühle Einschnitte, schabte den Kalk von den Wänden ab, bespritzte den Tisch mit Tinte, kritzelte die Fenster

voll, neckte Hunde und Katzen, flocht sich viele Zöpfe, und betrug sich überhaupt als ein kleines Kind.

Indeß waren diese kindischen Spielereyen, durch die er sich die Zeit zu vertreiben suchte, noch immer verzeihlich. Aber sie arteten nach und nach aus, und Conrad fing an, Handlungen zu begehen, die mehr Tadel verdienten, weil sie nicht kindisch, sondern schlecht waren.

In dem Orte, wo er wohnte, gab es einige verwahrloste Knaben, die, wegen der Rohheit ihrer Sitten, von allen gutgesitteten Kindern geflohen wurden. An diese hielt sich Conrad. Ihre Gesellschaft war ihm bald sehr angenehm. Die faden, schmutzigen Reden, die sie führten, hörte er mit Vergnügen an, und stimmte nach und nach in ihren schlechten Ton mit ein. Besonders war einer von ihnen, Peter Hinzius, ein so ausgelassener, muthwilliger Knabe, daß er fast zum Sprichworte wurde. Wollte ein Vater seinem Sohne wegen verübter schlechter Streiche einen harten Verweis geben, so sagte er: Du bist ja ein so häßlicher Junge wie Peter Hinzius.

Aber gerade dieser Peter Hinzius war es, dem Conrad seine ganze Freundschaft schenkte. Alle Tage war er bey ihm, und nie wurde ihm in so sauberer Gesellschaft die Zeit zu lang.

Von Freund Hinzius ward Conrad bald zu manchen Thorheiten verleitet; unter andern verführte er ihn zum Trunk. So wie dieser einiges Geld bekam, lief er sogleich zu Petern, der dafür Branntwein kaufte, und ihn mit Conrad austrank. Im Rausche kamen sie auf höchst kindische Einfälle, und begingen so vieles, was albern und schlecht war.

Peter Hinzius verleitete Conraden ferner zum Spiel. Karten und Würfel wurden bald die liebsten Dinge für diesen, und da er alles Geld, was er zuweilen von der Mutter bekam, gewöhnlich verspielte: so ging er am Ende in seiner schlechten Gesinnungsart so weit, daß er seine Mutter bestahl.

So tief sank Conrad. Und was war die erste Quelle seiner Laster? — Der Hang zur Trägheit, zum Müßiggang. Daraus entsprangen die meisten Verirrungen des Unglücklichen.

Conrads Vater kehrte später, als Anfangs beschlossen war, von seiner Reise zurück. Er bemerkte mit Betrübniß die Abwege, auf welche sein Sohn gerathen war, und da er befürchtete, er möchte noch mehr ausarten: so beschloß er, ihn nach einer nahen Stadt zu bringen, wo ein Vetter von ihm wohnte. Dieser war ein Schreiner. Conrad sollte bey ihm in die Lehre treten,

und der Vetter war gleich willig, ihn anzunehmen.

Die neue Lebensart gefiel dem unordentlichen Conrad nicht im geringsten. Sein Hang zum Müßiggange wurde nicht begünstigt, vielmehr ward er beständig zur Arbeit angetrieben. Das war drückend für den trägen Menschen. Nach einer Woche lief er heimlich davon; und da er nicht den Muth hatte, zu seinen Aeltern zurückzukehren: so begab er sich über die Grenze, und hoffte, in einem benachbarten Lande sein Glück zu machen.

Die Aeltern, welche dieß bald vernahmen, waren darüber nicht wenig bestürzt; besonders machte die Nachricht auf die Mutter einen tiefen Eindruck. Ein innerer Gram nagte an ihrem Herzen; und obgleich ihr Mann alles that, sie zu trösten und zu erheitern, so blieb sie doch betrübt, und verfiel in eine immer größere Schwermuth.

Conrad irrte indeß in dem fremden Lande herum. Ohne Kenntnisse, ohne Geld, ohne Arbeitslust strich er von einer Stadt zur andern. Nirgends wollte man die Dienste, die er anboth, annehmen; überall wies man ihn als einen jungen Landstreicher zurück. Oft hatte ihm sein Vater gesagt, daß ein Mensch, der nichts verstehe, und keine Lust zur Arbeit habe, leicht in

tiefes Elend gerathen könne. Aber Conrad hatte diese Worte nicht beachtet. Jetzt fühlte er, daß der Vater wahr geredet habe; denn seine Noth stieg mit jedem Tage, und er bereute es oft unter bittern Thränen, daß er dem guten Rathe seiner Aeltern nicht gefolgt habe.

Wollte Conrad sein Leben fristen: so mußte er zur Betteley seine Zuflucht nehmen. Anfangs schämte er sich, dieses zu thun; allein da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, so fügte er sich endlich darein. Wie mancher bittre Vorwurf traf ihn jetzt! Viele, die er um Unterstützung anflehte, wiesen ihn mit harten Worten aus ihren Häusern. Junger Mensch, hieß es gewöhnlich, du mußt arbeiten, nicht betteln. Es ist eine Schande, in deinen Jahren schon zur Betteley zu greifen. Wir haben andere Arme zu unterstützen.

Conrad fühlte, daß man ihm solche Vorwürfe mit Recht mache. — Nach einigen Wochen, in welchen er mit mancherley Noth zu kämpfen hatte, erreichte er eine große Stadt, in welcher das Betteln aufs strengste verbothen war. Conrad, dem diese Verfügung nicht bekannt war, wurde bald als Bettler eingezogen, und in ein Arbeitshaus gebracht, das vor kurzem errichtet worden war.

In dem Arbeitshause bekam er für jeden

Tag eine bestimmte Anzahl von Geschäften, die verrichtet werden mußten, wenn er sich nicht einer harten Behandlung aussetzen wollte. Nie befand er sich unglücklicher als jetzt. Seine Trägheit zog ihm viele Unannehmlichkeiten zu. Jede Arbeit kostete ihm die größte Anstrengung, und da er darin keine Fertigkeit besaß: so ging alles so langsam von statten, daß er gewöhnlich nicht zur Hälfte mit dem fertig wurde, das ihm als Tagewerk aufgegeben war. Dieß zog ihm nicht nur scharfe Verweise zu, sondern es wurde ihm auch vieles von seiner Kost abgezogen, und zuweilen setzte es auch wohl Stockhiebe.

So verging ein Monath. Conrad wurde mit jedem Tage mißmuthiger. Seine Cameraden im Arbeitshause befanden sich besser, denn sie waren thätig, und erwarben sich, da sie täglich mehr Arbeit lieferten, als von ihnen verlangt wurde, ein kleines Vermögen. Die guten Ermahnungen, die sie dem trägen Conrad gaben, ein Gleiches zu thun, fruchteten nichts. Der ausgeartete junge Mensch sann vielmehr auf andere Mittel, seinen Zustand zu verbessern.

Einer von seinen Gefährten im Arbeitshause bewies große Anhänglichkeit an Conrad, und vertraute ihm vieles an, was dieser zu bösen Zwecken zu benutzen sich vornahm. Unter andern erzählte er ihm auch, wie viel Geld er

sowohl als mancher andere in dem Arbeitshause sich bereits erworben habe, und wo dieses Geld liege. Conrad beschloß, diese kleinen Kassen anzugreifen, und seine Gefährten zu bestehlen.

Mehrere Mahle gelang ihm dieß wirklich, aber in einer Nacht wurde er über der That ertappt, und in eine Kammer gesperrt. Den Tag darauf sollte die Sache untersucht werden. Er wußte, daß sein Vergehen nach den Gesetzen mit Zuchthausstrafe belegt werden mußte, und war untröstlich. Seine lebhafte Einbildungskraft mahlte ihm mit den grellsten Farben das Elend aus, in welchem er nun leben würde. Bittre Thränen stürzten aus seinen Augen; wehklagend rang er die Hände, und verwünschte seine Trägheit, die ihn in all' das Unglück, das ihn bereits getroffen hatte, und noch treffen sollte, gestürzt habe. O mein Vater! o meine Mutter! rief er zu wiederhohlten Mahlen aus, wie gut habt ihr es mit mir gemeint! Wie sehr habe ich euern Rath verkannt, und mich dadurch unglücklich gemacht! O daß ihr bey mir wäret, und mich retten könntet!

Schon graute der Morgen, und noch war kein Schlaf in Conrads Auge gekommen. Bald, bald ist die Stunde der Verurtheilung da! erklang es in seinem Innern. Bald stehst du

vor den Richtern, und bald — o Gott! — auch vor dem Zuchtmeister!

Schon sah er im Geiste, wie man ihn auf dem Hofe des Zuchthauses an einem Pfahl in Eisen klammerte, wie der Züchtiger die biegsame, dicke Peitsche hob, und ihm den Willkommen ertheilte. Ein kalter Schauer überlief ihn.

Jetzt ermannte er sich. Was hilft dir das Zittern und Zagen, dachte er bey sich. Nur Ein Mittel gibt es, dich zu retten und der Schmach zu entziehen, die dir bevorsteht.

Bey diesem Gedanken sprang er auf, untersuchte die Thüre, fand aber zu seiner Betrübniß, daß es unmöglich sey, sie zu öffnen. Gleichwie ein Armer, der sich in einem süßen Traume reich und glücklich fühlte, nun aber auf Ein Mahl erwacht, sich getäuscht und alle reitzende Bilder, die ihn umgaukelt hatten, zerronnen sieht: so stand Conrad da — starr wie eine Bildsäule, von der schönsten Hoffnung zur schmerzlichsten Verzweiflung herabgesunken.

Ich Unglücklicher! seufzte er, nichts, nichts kann mich retten!

Traurig wankte er von der Thüre zum Fenster. Ein kleiner Wind drang so stark an dasselbe, daß einer der Fensterflügel aufging. Conraden ward in diesem Augenblicke, als öffneten sich ihm die Pforten des Himmels. Ohne sich

lange zu bedenken, sprang er zum Fenster hinaus, lief so schnell als möglich davon, und sah sich am darauf folgenden Tage gerettet.

Conrad hatte Höllenpein ausgestanden; um so froher war er, als er sich in Freyheit sah. Sein besseres Gefühl fing an sich stärker als je zu regen, und plötzlich stand der Gedanke: ich will zu meinen Aeltern zurückkehren! vor seiner Seele.

Das niedergedrückte Herz fand in diesem Gedanken Trost und Erheiterung, und er verwandelte sich bald in einen festen Entschluß. — Conrad kehrte in das älterliche Haus zurück.

Einen freudigen Schrecken brachte seine unerwartete Erscheinung besonders bey der zärtlichen Mutter hervor. Voll tiefer aufrichtiger Reue sank der verlorne Sohn vor ihr nieder; seine Thränen flehten um Verzeihung, und Vater und Mutter verziehen. Ach, die Guten sahen in der unverstellten Betrübniß des wiedergekehrten Sohnes seine Besserung, und in jeder seiner Thränen die süße Hoffnung, daß er das väterliche und mütterliche Herz nie wieder so tief beugen werde.

Neue Verirrungen.

Sechster Abschnitt.

Wenn Conrad kein guter Mensch wurde, so lag dieß einzig und allein in ihm. In jedem Menschen liegt die Kraft, das Böse zu meiden, und das Gute zu ergreifen. Wer diese Kraft nicht gebraucht, der schreibe sich diese Verirrungen, auf die er geräth, selbst zu.

Alles, was rechtschaffene Aeltern für ein geliebtes Kind in ihren Umständen thun können, thaten Conrads Aeltern für ihren Sohn. Der Vater schränkte seine Reisen ein, um nur mehr Sorgfalt auf ihn wenden zu können, und die Mutter benutzte jede Gelegenheit, ihn durch Liebe und Sanftmuth auf den Weg zurückzuführen, von dem er sich verirrt hatte.

Conrad wünschte, Kaufmann zu werden. Der Vater hatte nichts dagegen, sprach darüber mit einem Tuchhändler in einer nahen Stadt, und schickte den Sohn bald darauf zu ihm in die Lehre.

War gleich Conrads Trägheit und Unbeholfenheit seinem jetzigen Herrn unangenehm: so wußte er doch den guten Willen zu schätzen, den Conrad an den Tag legte, und behandelte ihn daher so gelinde als möglich. Oft zwar

gerieth er auf neue Abwege, allein er lenkte wieder ein, und so vergingen mehrere Jahre, ohne daß Conrad sich größerer Vergehungen schuldig gemacht hätte. Conrads Lehrjahre waren geendigt. Er wurde Kaufmannsdiener, und erhielt als solcher eine Stelle in einem ansehnlichen Handelshause nicht fern von der südlichen Grenze Deutschlands. Die größere Freyheit, die er jetzt genoß, that ihm ungemein wohl, und die gute Besoldung, die er zog, setzte ihn in den Stand, an dem geselligen Leben mehr Theil zu nehmen, und sich in mancherley Verbindungen einzulassen.

So unschädlich und untadelhaft dieß alles an sich war: so wurde es doch für Conrad gefährlich. Noch schwankte er zu sehr zwischen dem Guten und Schlechten, noch war er in seinen lobenswerthen Vorsätzen und in seiner ganzen Denkungsart nicht fest genug, noch konnte eine einzige größere Verirrung ihn auf den Weg des Lasters zurückbringen. Was zu befürchten stand, traf leider ein.

"Böse Gesellschaften verderben gute Sitten!" ist ein altes, sehr wahres Sprichwort, das sich auch bey Conrad bestätigte. — Der Umgang mit einigen jungen Leuten von verdorbenem Herzen hatte viel Reitz für ihn. Wenn er nur irgend eine freye Stunde erhalten konnte,

so besuchte er einen oder mehrere derselben, und verschwendete seine Zeit mit unnützem Geschwätze, abgeschmackten Späßen und unsinnigen Entwürfen.

Des Sonntags, wo es gut gewesen wäre, wenn er ein nützliches Buch gelesen, und sich dadurch mehr ausgebildet hätte, war er selten zu Hause. Sobald er angekleidet war, eilte er zu seinen Freunden, deren schlechte Grundsätze ihn um so leichter ansteckten, da sie mit seinen ehemaligen Neigungen sehr wohl übereinstimmten.

Nicht immer konnte gesprochen werden. Um der Langenweile zu entgehen, wurde in der Karte gespielt, und dazu getrunken. Conrad verlor oft beträchtliche Summen, und wurde darüber verdrießlich. Um sich wieder aufzuheitern, trank er Wein und Branntwein im Uebermaße, verschläuderte dadurch noch mehr Geld, und setzte sich durch seine Völlerey noch unter die Thiere herab.

Bey dieser liederlichen Lebensart litten auch seine Geschäfte, die er nicht mit der gehörigen Pünctlichkeit trieb. Manches gerieth in Unordnung, und sein Herr sah sich genöthigt, ihm bey verschiedenen Gelegenheiten seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben. Aber dieß alles half nichts.

Es liegt in der Natur der Unordnung und Liederlichkeit, daß man in dieselbe immer tiefer versinkt, wenn man einmahl hineingerathen ist. So ging es auch mit Conrad. Seine tadelhafte Lebensart verschlimmerte sich mit jedem Tage. Er spielte immer stärker, trank immer unmäßiger. Vielen fiel es auf, woher er die ansehnlichen Summen hernähme, die er mit dem größten Leichtsinn verschwendete. Man machte seinen Herrn darauf aufmerksam, aber dieser war von der Treue Conrads so fest überzeugt, daß er weiter nicht darauf achtete.

So ging es ein halbes Jahr lang fort, bis einmahl der Kaufmann, bey dem sich Conrad befand, einen beträchtlichen Defect in der Casse bemerkte. Es war das natürlichste, Conrads Ehrlichkeit in Verdacht zu ziehen. Allein der Kaufmann, noch immer von dessen Treue überzeugt, hielt ihn für unschuldig, und warf den Verdacht auf einen andern Ladendiener.

Es währte nicht lange, als der Kaufmann von neuem eine Rolle Ducaten vermißte; nach einem Monathe fehlten ihm in der Casse hundert Thaler. Daß er in seinem Hause einen Dieb beherberge, war ihm gewiß; wer dieser Dieb aber sey, darüber konnte er nicht ins Reine kommen. Gewiß schien es ihm, daß Conrad unschuldig an den begangenen Diebstählen sey.

Ein Freund des Hauses, dem der Kaufmann seine Unfälle erzählte, schüttelte den Kopf, und sagte: Lieber Freund, den Dieb wollen wir schon erhaschen. Nichts leichter als dieses. Ueberlassen Sie nur mir die Sache.

Am darauf folgenden Sonnabend that der Kaufmann, so, daß es seine Ladendiener sehen konnten, mehrere schwere Rollen in einen Schrank, aus welchem bereits mehrere ansehnliche Summen waren entwendet worden. Als die Ladendiener sich entfernten, brachte der Hausfreund, der bald darauf erschien, in dem Schranke eine kleine geladene Pistole so an, daß sie bey Eröffnung desselben losgehen mußte.

Die Nacht erschien. Der Kaufmann blieb mit einigen bewaffneten Freunden wach. Die Lichter wurden bis auf eines, das man versteckte, ausgelöscht, und alle verhielten sich ganz still.

Schon schlug es zwölf. Die Freunde glaubten, daß diese Nacht kein Dieb mehr kommen werde, und einer schlummerte nach dem andern sanft ein.

Beynahe war es Ein Uhr. Da erfolgte ein mächtiger Knall, der im Hause wiederhallte und alles darin aus dem Schlafe weckte. — Die Eingeschlummerten wurden aufgeschreckt. Sie sprangen auf. Einer erwischte das versteckte Licht, an dem noch drey andere angezündet wurden.

Mit größter Eil und vorgestrecktem Gewehre liefen die Freunde nach dem Zimmer, in welchem der obenerwähnte Schrank stand. Sie fanden sie offen. Beym Hereintreten sahen sie um sich, erblickten aber niemanden. Der Spitzbube ist davon geflohen! rief einer, wir müssen ihm nacheilen; weit kann er nicht gekommen seyn!

Man eilte aus dem Zimmer. Der letzte wollte die Thüre zumachen, blickte sich noch Ein Mahl um, und rief den andern zu: Kehret um, Freunde, ich sehe einen Kerl hinter dem Schranke!

Die andern sprangen schnell zurück. Der Schrank wurde näher beleuchtet, und da stand wirklich ein Kerl mit einem verhüllten Gesichte. Neben ihm lagen einige eiserne Werkzeuge, mit welchen er den Schrank aufgesprengt hatte. Zwey von den Herbeygeeilten rissen ihm das Tuch, mit welchem das Gesicht umgeben war, herunter, und da stand — Conrad.

Der Kaufmann, der sich in seinem Vertrauen zu Conrad so getäuscht sah, war in hohem Grade bestürzt. Man zog den Bösewicht hervor. Er stürzte auf seine Kniee, und bath um Gnade. Als er aber sah, daß man ihn binden wollte, sprang er auf, rang einem den Säbel aus der Hand, schlug um sich, und stieß den-

jenigen, der an der Thüre stand, und ihn nicht herauslassen wollte, über den Haufen. —

Noch ehe die Verwundeten zur Besinnung kamen, war der Bösewicht aus dem Hause. Er floh zur Stadt hinaus, und erreichte noch vor Tagesanbruch ein Dorf, wo er einen Wagen mit drey Pferden aufnahm, und davon eilte.

Conrads Verzweiflung.

Siebenter Abschnitt.

Obgleich Conrad sich in Freyheit sah: so stürmte es doch fürchterlich in seinem Innern. Um seine Ehre war es für immer geschehen, und der Gedanke an den Mord, den er bey seiner Entweichung begangen hatte, fiel schwer auf sein Herz. Ueberall glaubte er sich von der Rache des Himmels umschwebt. Wer ihn ansah, erschreckte ihn, denn ihm schien es, als müsse man das begangene Verbrechen deutlich auf seinem Gesichte lesen.

Zwey Tage lang irrte er in dieser Gegend herum. Ein leichtes Fieber hielt ihn ab, weiter zu fliehen. Er mußte in einem Dorfe lie-

gen bleiben. Höllenangst peinigte ihn. Trat jemand in das Haus, in welchem er ermattet auf einer Bank lag, so glaubte er, man käme, um ihn zu fangen, und, in Ketten gefesselt, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Welch' ein Schrecken überfiel ihn, als eines Tages ihm das neuste Stück einer Zeitung in die Hände fiel, und er darin einen Steckbrief gegen sich erblickte. Er war darin so genau beschrieben, daß niemand, der den Steckbrief las und Conraden sah, den Verbrecher in ihm verkennen konnte.

Obgleich sehr entkräftet, stand er doch auf, und verließ unter einem Vorwande das Haus. Eilig flog er weiter, geplagt von starken Gewissensbissen.

Sein Zustand war fürchterlich. In der Fieberhitze rasete er beynahe. Es schien ihm dann, als öffne sich vor ihm ein Abgrund, als flamme ihm das Feuer der Hölle entgegen. Nichts both ihm Trost und Erheiterung dar; denn seine Seele war durch Diebstahl und Mord befleckt, und wer den innern Frieden verloren hat, der suchet Frieden von außen vergebens.

Den Tag darauf verschlimmerte sich Conrads Gemüthszustand noch mehr. Die Erde erschien ihm als ein Jammerthal, das Leben als ein schreckliches Schweben zwischen Qualen.

Sein Gesicht trug deutliche Spuren von innerer folternder Pein. Gleich einem Wahnsinnigen rannte er vor sich hin.

Vor ihm lag eine gebirgige Gegend. Er erreichte sie. Der dicke, düstre Wald, das Thal voll Felsen, das schauerliche Dunkel und die melancholische Stille, die darüber verbreitet lag, die wilden Bäche, welche donnernd von den Felsen hinabrauschten, und der tobende Wind, der die Bäume beugte — dieß alles erfüllte ihn mit einem schrecklichen Schauer.

Hie und da lag eine Köhlerhütte, vor welcher der Unglückliche schnell vorbey eilte, um nur nichts zu sehen, was von Menschenhänden herrührte; denn zuwider war ihm das ganze Menschengeschlecht, weil er wohl fühlte, daß er verdiene, aus demselben ausgestoßen zu werden. Munter kletterten an einigen Stellen Ziegen an den Abhängen der Berge herum, gehüthet von ärmlichen, aber frohen Hirtenknaben.

Diese Gegend, so schauerlich sie war, so gut stimmte sie zu seiner Lage. Die melancholische Düsternheit des Thales und Waldes war ihm erwünscht. "Hier, hier, rief er in seinem Schmerze aus, hier will ich sterben! — Ich verdiene nicht zu leben! — Ruhe gibt mir nur der Tod!"

Mit wilder Eile erkletterte er einen Felsen,

der ihm der höchste schien. Kahl stand er da; vor ihm ein entsetzlicher Abgrund. Ein einziger Baum hob sich über dem Scheitel des Felsen empor, und breitete seine Aeste über den schrecklichen Abgrund.

Conrad stand auf dem Gipfel des Felsen. Verzweiflung wüthete in seinem Innern. Noch Ein Mahl blickte er mit Entsetzen um sich, verwünschte sein Schicksal, breitete seine Hände aus, und bog sich hin, um durch einen fürchterlichen Sturz ein Leben zu enden, das durch Menschenmord entehrt und für ihn nun ohne Werth war.

Schon ist er nahe daran, einen entsetzlichen Tod zu sterben, schon verliert er das Gleichgewicht, als dicht neben ihm aus einer Spalte des Felsen ein vermummter Kerl mit einer Keule sich hervordrängt, ihn beym Nacken faßt, und dadurch den Selbstmord hindert. Hinter dem Mann mit der Keule erblickte er noch zwey andere Gesichter, die durch die Felsenspalte guckten, und neugierig den Ausgang der Sache zu erwarten schienen.

Der plötzliche Anblick des Vermummten, der ihn unsanft angepackt und vom Sturze zurückgezogen hatte, erfüllte Conraden mit neuem Entsetzen. Er hielt ihn für einen bösen Geist, der sein Verbrechen rächen, und ihn verschlingen

wolle. Halb todt wurde er in die Höhle gezogen, wo er in einen tiefen Schlaf versank.

Als er erwachte, sah er sich von zehn Männern mit schwarz gebrannten Gesichtern umgeben. Sie thaten freundlich gegen ihn, bothen ihm Wein und Rehbraten an, lachten über die Aengstlichkeit, die er verrieth, riefen ihm zu, daß er ruhig seyn sollte, weil ihm hier kein Mensch schaden könnte, nannten ihn einen braven Kerl, und wußten ihn allmählig so umzustimmen, daß er mehrere Gläser Wein ausleerte, und seine Freude über die Lieder, die gesungen wurden, laut äußerte. Den Tag darauf brachten es die Felsenbewohner so weit, daß er mit ihnen traulich schmauste und tanzte.

An diesem Tage begann für Conrad ein neues Leben. Er reifte zu seinem Verderben.

Conrads Aeltern.

Achter Abschnitt.

Der Kaufmann, der von Conrad bestohlen worden war, wußte zwar den Wohnort der Aeltern desselben; allein er hielt es für überflüßig, ihnen das, was mit ihrem Sohne vor-

gefallen war, zu melden. Auf diese Weise blieben die Guten mit der ganzen Sache unbekannt.

Schon war ein Vierteljahr nach dem unangenehmen Vorfalle verflossen, und noch immer standen die Aeltern des Verbrechers in dem süßen Wahne, daß ihr Sohn sich wohlbefinde, und als rechtschaffener Mensch lebe. Zwar fiel es ihnen auf, daß er schon so lange von sich nichts habe hören lassen, allein sie entschuldigten sein Stillschweigen durch die vielen Geschäfte, die er habe.

Die Mutter befand sich noch immer kränklich. Die Aerzte riethen ihr, eine etwas weitere Reise zu machen. Höre, gutes Weib, sagte ihr Mann, ich bin auf einen Gedanken gekommen, den wir ausführen sollten. Es wäre schön, wenn wir zu Conrad reisten, und ihn überraschten. Das sollte eine Freude ohne gleichen geben!

Dein Einfall ist sehr schön, lieber Mann, sagte die Gattinn; läßt er sich ausführen, so soll es mir sehr angenehm seyn.

Die Reise zu Conrad wurde beschlossen, und nach einer Woche wirklich angetreten. Sie wirkte auf die Erheiterung der Mutter sichtbar, welche bey dem Gedanken, nun bald ihren geliebten Sohn ans Herz zu drücken, eine lebhafte Freude im Innern fühlte.

liebes Weib, sagte mehrmahls der Vater, Conrad hat uns in seinen jüngern Jahren viel Verdruß gemacht, desto mehr Freude muß er uns jetzt gewähren. Sein ganzer Mensch hat sich gebessert. Kaum wagte ich es, von ihm dieses zu erwarten. Gott erhalte ihn nur immer so gut!

Ich kann es mir vorstellen, erwiederte die Gattinn, wie freudig ihn unsre Ankunft überraschen wird. Er ahnet so etwas nicht. Der gute Sohn, wie wohl wird ihm seyn, wenn er uns vor sich stehen sieht!

Die redliche Mutter wünschte sich Flügel, um nur bald bey Conrad zu seyn, und die Wonne des Wiedersehns zu genießen. Sie entwarf manchen Plan, ihren Sohn zu überraschen, und forderte den Kutscher dringend auf, schnell zu fahren.

Es war ein heißer Tag. Die unerträgliche Hitze zwang die Reisenden, in einer kleinen Stadt beynahe den ganzen Tag zuzubringen. Sie beschlossen, einige Stunden in der Nacht zu fahren, besonders da der Mond schien.

Als es des Nachmittags etwas kühler wurde, fuhren sie ab. Die Nacht brach ein. Sie erreichten einen Eichenwald. Der Mond ging auf. Es war ein schöner Anblick.

Die tiefe Stille der Nacht erhöhte die

Schönheit des Schauspieles am Himmel. Doch plötzlich ward diese Stille unterbrochen. Im nahen Gebüschen erhob sich ein starkes Geräusch, und ehe die Reisenden sichs versahen, standen acht bis zehn Männer mit Keulen und Flinten um den Wagen. Einer fiel den Pferden in den Zügel, die andern fielen über die Reisenden her, und forderten mit Ungestüm ihr Geld.

Ein junger Mensch unter den Räubern zeichnete sich durch seine Heftigkeit vorzüglich aus. Er drängte sich durch die andern an den Wagen, und hielt dem Vater von Conrad eine Flinte an den Kopf. Aber kaum sah er dessen Gesicht näher, als ihm die Flinte entsank, und seine Glieder bebten. Cameraden! rief er, diese Leute laßt ungeschoren! auf, entfernet euch!

Die Räuber eilten davon.

Gott, riefen die Reisenden, wer war das?

Lieber Mann, sprach die bebende Gattinn, das war Conrad!

So schien mirs auch! versetzte der betroffene Gatte, und seine Worte erstarben ihm auf der Zunge.

Gott! Gott! seufzte die erschütterte Mutter, es war Conrads Gesicht und Conrads Sprache. Er wars und niemand anders.

Man denke sich den Schmerz der redlichen Aeltern. — Eine Zeitlang schwiegen sie still,

und fuhren in düstrer Betäubung weiter. — Hoffnung und Angst, Vertrauen und Zweifel wechselten in ihrer Seele. —

Wir können uns am Ende doch geirrt haben! sprach endlich, wie aus dem Traume erwachend, der Vater.

Ach, daß es so wäre! stammelte die Mutter! Aber alles, alles glich ihm; Gesicht, Bewegung, Stimme!

Man hat wohl Beyspiele, versetzte der Vater, daß Menschen einander so ähnlich waren, daß es oft schwer hielt, sie zu unterscheiden. Das kann auch hier der Fall seyn. — Wie wäre auch Conrad unter dieses Raubgesindel gekommen! So tief kann er unmöglich gesunken seyn.

Was der Mensch sehnlich wünscht, glaubt er auch leicht. Die Mutter hörte ihrem Manne mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Jedes seiner Worte drang in ihr Herz, und enthielt süßen Trost für sie.

Mit zitterndem Herzen naheten die Reisenden sich der Stadt, wo sie ihren Sohn zu finden hofften. Ach, die Unglücklichen erfuhren hier, was sie geahnet, aber zu glauben gezögert hatten; sie erfuhren die traurige Geschichte ihres Sohnes, und ihr Herz entsetzte sich.

Lindern sollte die Reise die Leiden der zärt-

lichen Mutter, und der Anblick des gebesserten, rechtschaffenen Sohnes ihr zu der verlorenen Gesundheit verhelfen. Aber der mißrathene, zum Verbrecher herabgesunkene Sohn stürzte die Mutter in vielfaches Elend. Seelenleiden verbanden sich mit den Leiden des Körpers. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, redete irre, und hauchte mit den Worten: Conrad, mein lieber Sohn! ihre reine, fromme Seele aus.

Ein halbes Jahr darauf starb auch der Vater. Tiefer Gram brachte ihn unter die Erde.

Conrads Ende.

Letzter Abschnitt.

Conrad war wirklich so tief gesunken, daß er als Räuber das Verbrechen zu vergessen suchte, welches er verübt hatte. Der Mann mit der Keule, von dem er in die Felsenhöhle gezogen wurde, war der Anführer einer kleinen Räuberbande, die aus beherzten und tollkühnen Mitgliedern bestand. Conrad befand sich in der fürchterlichsten Verzweiflung, als er in ihre

Mitte gerieth, und sie ihm die Hand zur Rettung darbothen. Er griff nach der Hand, rettete sein Leben, opferte dafür aber auch alles auf, was mehr sagen will als das Leben.

Ausgestoßen glaubte er sich aus der menschlichen Gesellschaft. In der Höhle aber fand er Wesen, die sein Bild trugen, und die ihm mit Zuneigung begegneten. Räuber waren es zwar, das merkte er bald — aber doch Menschen. Um nur wieder mit Menschen zu leben, hörte er vollends auf, Mensch zu seyn, und wurde ein Straßenräuber.

Eine Woche lang hatte er unter seinen neuen Freunden gelebt, als einmüthig beschlossen wurde, einige Kaufleute, die nach Leipzig zur Messe zogen, anzufallen und zu plündern. Conrad sollte bey dieser Gelegenheit die ersten Proben seines Muthes ablegen. Er übertraf die Erwartung aller. Die Kaufleute wurden angegriffen. Sie leisteten tapfere Gegenwehr. Einer führte einen gefährlichen Streich nach dem Räuberhauptmann. Jedermann hielt den Tod desselben für unabwendbar. Allein Conrads Geistesgegenwart erhielt ihm das Leben. Muthig sprang er an den Kaufmann, schlug ihm den Säbel aus der Hand, und der Hauptmann war gerettet.

Man bewunderte seine Bravour; man

nannte ihn den wackersten Eisenfresser von der Welt; man hob ihn jubelnd in die Höh', und erwies ihm verschiedene Ehrenbezeugungen.

Von nun an lebte Conrad von neuem auf. Er machte täglich die kühnsten Entwürfe zu Räubereyen, führte fast alle glücklich aus, und setzte sich dadurch bey der Bande in großen Respect. Ihre Anzahl vermehrte sich allmählich; sie durchstreiften das südliche Deutschland, und verbreiteten Furcht und Schrecken.

Gerade als Conrads Aeltern die beschriebene Reise machten, kam die Bande in jenen Wald, und ihr erster Angriff in dieser Gegend geschah auf die erwähnten Reisenden. Conrad erkannte Vater und Mutter, und floh mit seinen Cameraden davon. Unerwartet kam ihm dieser Auftritt. Er machte starken Eindruck auf ihn. Verschiedene Gefühle durchkreuzten seine Seele, und er war fast entschlossen, sich heimlich aus der Gesellschaft der Räuber fortzubegeben, und in einem versteckten Winkel von Deutschland an seiner Besserung zu arbeiten. Allein ein neuer Angriff, den die Räuber noch in dieser Nacht auf einen reisenden Edelmann unternahmen, und wobey Conrad neues Lob erntete, verscheuchte die guten Gedanken, die in seiner Seele aufgestiegen waren.

So sank Conrad immer tiefer und tiefer.

Sein Gefühl wurde abgestumpft, seine Roh- heit wuchs mit jedem Tage, und bald ward er ein vollendeter Bösewicht, unwürdig des Nah- mens Mensch.

Bey einem blutigen Gefechte, in welches die Räuber einmahl mit einigen Soldaten gera- then waren, verlor ihr Anführer das Leben. Con- rad wurde von allen zu ihrem Hauptmanne aus- gerufen, und da er bald darauf einem Kauf- manne mit einer Axt eine tiefe Wunde in das rechte Bein versetzte: so wurde er von nun an nie anders als Haubein genannt. Unter die- sem Nahmen war er in der ganzen Gegend bekannt und allgemein gefürchtet, bis er, wie schon der Mahler erzählte, gefangen, und von dieser Erde, auf der er des Bösen vieles ver- übt hatte, durch Henkers Hand weggeschafft wurde.

Da bey der gerichtlichen Untersuchung vor- züglich auch darauf gedrungen wurde, daß er die Nahmen seiner Spießgesellen und ihren Auf- enthaltsort angeben sollte, er aber dieß zu thun hartnäckig sich weigerte: so brachte man ihn in die Folterkammer, wo er auf die Tortur ge- spannt, und so lange gepeinigt wurde, bis er alles bekannte. Seine Mitgesellen wurden nach und nach eingefangen, und erhielten den Lohn ihrer Thaten.

Conrad soll bis nahe vor seinem Ende die größte Hartherzigkeit gezeigt haben. Da er aber auf dem Hochgerichte ankam, fuhr ein sichtbarer Schrecken durch seine Glieder. Er sank auf seine Kniee und weinte.

Der Henker that seine Pflicht. "Vater! Mutter!" waren die letzten Worte des Unglücklichen auf dieser Erde.

Der Dieb.

„Leb' wohl, mein lieber Sohn! Mit schwerem Herzen entlasse ich dich aus meinen Armen! Geh' hin, und mache deinem Vater Ehre! Allezeit sey redlich und treu; fürchte Gott, thue recht, und scheue niemand!" —

Mit diesen Worten entließ der ehrliche Hedrich, ein Uhrmacher in dem Städtchen Winterfeld, seinen einzigen Sohn Gustav, der in der nahen Stadt Wagenau zu einem geschickten Goldarbeiter in die Lehre kommen sollte.

Gustav, der beste Knabe in ganz Winterfeld, hing weinend an dem Halse des Vaters, und gelobte ihm, immer gut zu seyn, und des braven Vaters würdig zu werden. In seinem Busen schlug ein dankbares Herz; wohl wissend, daß ein Vater der größte Wohlthäter seines Kindes sey, dankte er gerührt dem redlichen Hedrich für das viele Gute, das er aus seiner Hand bisher empfangen habe.

So schieden Vater und Sohn. Dieser nahm sein kleines Bündel, und wanderte nach Wagenau. Als er seinen Geburtsort im Rücken hatte, bemächtigte sich seiner von neuem das Gefühl der Wehmuth. Das Auge wurde feucht, und bald rollten Thränen der Trennung von den Wangen des empfindsamen Knaben, der noch nie vom väterlichen Hause entfernt gelebt hatte, und dem daher das Ungewohnte der jetzigen Trennung um so schwerer aufs Herz fiel.

Dem Vater, dessen Gattinn vor einigen Jahren gestorben war, und der nur bey dem Anblicke seines Gustavs diesen großen Verlust vergessen konnte, war es nicht leichter ums Herz. Still und in sich gekehrt, gieng er in seinem Garten unter schattigen Bäumen auf und ab. Ihm kam es fremd vor, jetzt einsam leben zu müssen. Ueberall vermißte er die Freude seines Lebens, den gutgearteten Gustav. Nur Ein Gedanke richtete ihn auf, erhob ihn zur Heiterkeit der Seele, — der Gedanke: Gustav wird einst ein guter, brauchbarer Mensch, wird einst der Trost, der Stolz und die Stütze des alten Vaters.

Bey diesem Gedanken ward es dem ehrlichen Hedrich freudig zu Muthe; sein Blick hob sich gen Himmel, und leise doch innig regte sich in seinem Herzen der flehende Wunsch: möchte

Gustav sich nie von dem Wege des Guten verirren, sondern immer an dem hängen, was schön und recht und edel ist.

Gustav erreichte Wagenau, und trat in das Haus seines Lehrherrn. Dieser, ein Mann von freundlichem Ernste und rechtschaffener Gesinnung, empfing ihn als den Sohn eines braven Mannes — liebreich und gütig.

Gustav verdiente diese Aufnahme. — Der Goldarbeiter war Vater zweyer Kinder, einer Tochter, die bereits in einer glücklichen Ehe lebte, und eines Sohnes, der im achten Jahre stand, und durch seine Munterkeit und Gutherzigkeit jedermann für sich einnahm. Theodor war sein Nahme.

Gustav hatte eine gute Gabe, mit andern umzugehen, und sie angenehm zu unterhalten. Es währte nicht lange, so hing Theodor mit ganzer Seele an ihm. Sein ganzes Herz war Gustaven offen. Wollte er irgend einen Entwurf ausführen: so wurde dieser zu Hülfe gerufen; befand sich Theodor in Verlegenheit, so mußte Gustav Rathgeber seyn; genoß jener ein Vergnügen, so befand er sich nicht eher ganz wohl, bis dieser es mit ihm theilte.

So lebten und webten Gustav und Theodor in einander zur Freude der Aeltern des letzten, die es wohl einsahen, daß ihr Sohn durch den

Umgang eines so gutgesinnten Freundes gewinnen müsse. Durch eine gefällige Behandlung suchten sie dem ehrlichen Gustav dafür zu lohnen.

Gustav! lieber Gustav! rief eines Morgens der muntere Theodor seinem geliebten Freunde zu, indem er frohlockend zu ihm sprang.

"Was gibt es, lieber Theodor?" Mit diesen Worten reichte Gustav dem Herbeyeilenden die Hand. Theodor faßte sie, und zog den Freund mit sich fort.

Sie standen bald vor dem Hause. Ein Hirtenknabe hielt ihnen ein Paar junge Raben entgegen. Kaufen Sie, Mosjeus! diese schönen Thiere, sprach er, kaufen Sie mir ab; sie werden Ihnen tausend Spaß machen!

Was meinst du, lieber Gustav, sagte Theodor, soll ich einen davon kaufen? Ich habe einiges Geld. — Was willst du für einen haben? fragte er den Hirtenknaben.

Ehe du dich in einen Handel einlässest, sprach Gustav zu Theodorn, so frage erst deinen Vater, ob er dir erlauben wollte, einen Raben zu halten. Theodor sprang in des Vaters Stube. Nach einigen Augenblicken kehrte er freudig wieder. Der Vater erlaubt es! rief er, und kaufte nun einen von den Raben, der ihm am meisten gefiel. Theodor fand sich in dem Besitze des Ra-

ben sehr glücklich. Noch an demselben Tage gab er ihm den Nahmen Schilli. Alles, was er besaß, war ihm gegen Schilli ein Nichts. Das muntre Thier gewöhnte sich bald an ihn, wurde mit jedem Tage zahmer, und hüpfte zu seinem kleinen Herrn, wenn dieser pfiff, oder es bey seinem Nahmen rief.

Gustav erzählte dem kleinen Freunde, daß die Raben ein sehr hohes Alter erreichten, worüber Theodor eine große Freude hatte. Herrlich! herrlich! rief er aus, so kann ich das Thier mein ganzes Leben hindurch haben!

Auch diese Eigenschaft haben die Raben, so wie alle Vögel mit einer breiten Zunge, — erzählte Gustav weiter — daß sie etwas sprechen lernen.

Als dieß Theodor hörte, war er außer sich vor Freude, und fiel seinem Freunde um den Hals. O ich gäbe alles darum, rief er aus, wenn Schilli ein Paar Worte sprechen könnte!

Gustav sagte ihm, wie er es anzufangen habe, um dem Raben das Sprechen zu lehren. Mit der größten Unverdrossenheit unterrichtete er von nun an das lustige Thier, und brachte es am Ende so weit, daß der Rabe die Sätze: schön gut Morgen! schön gut Tag! schön gut Abend! und schön gut Nacht! ziemlich deutlich aussprechen konnte.

Nichts geht über die Freude, die Theodor darüber empfand. Nachbaren, Anverwandten, Freunden, und Gespielen, allen wurde fast täglich mit Freuden der schwätzende Rabe gezeigt. — Das Thier machte sich bald durch sein poßierliches Wesen im ganzen Hause und in der Nachbarschaft beliebt, und Theodors Vater gestattete es, daß Schilli in seinem Arbeitszimmer herumhüpfte.

Mit jedem Tage wurde Theodors Anhänglichkeit an Gustav inniger. " Ich lebe recht glücklich, schrieb dieser an seinen Vater, denn alles im Hause ist mir gut; besonders hängt Gustav mit vieler Liebe an mir. Stets wird mein Bestreben dahin gerichtet seyn, mich des Vertrauens, das man gegen mich beweist, immer würdiger zu machen. Was Sie mir so oft sagten: Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand! soll immer mein Wahlspruch seyn. Alle Tage erinnere ich mich an diese Lehre, und finde, zu meiner großen Freude, daß ich immer besser werde. "

O mein Sohn, antwortete der Vater auf diese Aeußerungen, wie wohl hat es meinem väterlichen Herzen gethan, zu vernehmen, daß du auf dem Wege des Guten fortschreitest. Sohn, du meine einzige, süßeste Hoffnung!

Sohn der zärtlichsten, besten Mutter, die aus einem bessern Leben auf ihr Kind herabsieht! Sohn, der einst mein Trost, meine Stütze seyn soll! um alles, was dir heilig ist, bittet dich dein Vater, der dich innig liebt, sey allezeit redlich und treu; alles ist vergänglich, nur die Tugend nicht; wähle stets das Unvergängliche — weihe deine Kraft dem Guten; weiche nicht vom Wege des Rechten! Dann bin ich glücklich! dann bist auch du glücklich! vielleicht nicht reich und angesehen in der Welt, aber ruhig und heiter im Innern!

Gerührt las Gustav die herzlichen Worte des Vaters, und gelobte von neuem der Tugend ewige Treue.

Schon war Gustaven ein Jahr in dem Hause seines Lehrherrn verflossen. Er hatte während dieser Zeit sich viele Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Der Goldarbeiter liebte ihn als einen Sohn. Ueberzeugt von Gustavs Gewissenhaftigkeit und Treue, vertraute er ihm, ob er gleich nur Lehrjunge war, sehr vieles an. Nie verschloß er die Schränke seines Zimmers, wenn Gustav allein darin blieb — er wußte, daß er sich auf die Ehrlichkeit desselben ganz verlassen könne.

Doch auf Ein Mahl änderte sich das glückliche Verhältniß, in welchem Gustav bis dahin mit seinem Lehrherrn gestanden hatte. Eine Gräfinn hatte ein Paar goldene, mit Brillanten besetzte Ohrringe bey diesem bestellt. Sie waren fertig, und lagen schon ein Paar Tage auf dem Arbeitstische des Goldschmids.

Dieser machte eines Nachmittags mit seiner Familie einen Spaziergang nach einem Weingarten. Gustav blieb allein in dem Zimmer des Herrn, welcher, ehe er abging, noch jene Ohrringe seiner Frau zeigte, und sie dann wieder auf den Tisch hinlegte.

Des Abends, als er wieder nach Hause kehrte, sah er sich nach den Ringen um. Sie waren nicht da. Er durchsuchte genauer den Tisch, die Schränke, die Ohrringe waren nirgends zu finden.

Der Goldarbeiter war nicht wenig bestürzt; denn die Diamanten, die in die Ringe eingesetzt worden waren, kosteten über tausend Thaler. Er ließ Gustav, der sich von Theodor in einer andern Stube manches von den genossenen Freuden im Weingarten erzählen ließ, herbeyrufen, und fragte ihn, ob er nicht wisse, wo die goldenen Ohrringe hingekommen wären?

Gustav war über die Nachricht, daß sie fehlten, nicht wenig betroffen. Sein Gesicht

verfärbte sich. Stotternd sagte er, er wisse nichts von den Ringen.

Der Goldarbeiter fragte ihn, ob niemand anders als er im Zimmer gewesen sey.

Gustav antwortete: er wäre zwar ein Paar Mahl im Vorsaale gewesen, aber dafür könne er stehen, daß niemand ins Zimmer gekommen sey.

Dann ist es mir unbegreiflich, versetzte der Lehrherr, wie die Ohrringe davon gekommen sind. Ehe ich das Haus verließ, hatte ich sie noch in Händen; das ist gewiß.

Gustav wurde mit jedem Augenblicke verlegener; kaum daß er die Worte hervorbringen konnte: Mir ist es auch unbegreiflich; ich habe sie nicht in Händen gehabt; — auch ist niemand während Ihrer Abwesenheit in die Stube gekommen.

Der Goldarbeiter wollte allein seyn. Gustav verließ das Zimmer voll Unruhe. Jener stellte noch Eine Durchsuchung an — aber die Ohrringe wollten sich nicht finden.

Seine Frau half mit suchen. In der ganzen Stube blieb nichts ununtersucht. Aber alle Mühe war vergebens. —

Höre, Mann, sagte die Gattinn des Goldschmids, ich kann nicht anders denken, als daß Gustav sie genommen hat.

Der Goldarbeiter saß in tiefen Gedanken da, und schien diese Worte nicht gehört zu haben. Aber nach einer Pause fuhr er gleich wie aus einem Traume auf, und sagte: Gustav! — das wäre freylich natürlich! — niemand ist ins Zimmer gekommen — er war allein darin — das menschliche Herz ist veränderlich, besonders das jugendliche! — das Laster hat seine anlockenden Seiten! — dazu kommt seine Verlegenheit, — er wurde blaß, als ich ihn befragte — er stotterte, als er mir antworten mußte; — das hat er sonst nicht gethan. Ja, ja, es könnte wohl seyn, daß Gustav — doch nein, es kann nicht seyn — er ist der ehrlichste Junge von der Welt — in seiner Seele ist kein Falsch — die Verwirrung entstand aus Furcht, daß man einen Argwohn auf ihn werfen könnte — daher sein Blaßwerden — sein Stottern.

Aber wie in aller Welt wären die Ohrringe weggekommen? versetzte die Gattinn. Ich will niemanden Unrecht thun; aber alles zeugt gegen Gustav.

Liebe Frau, entgegnete der Gemahl, vielleicht ist doch jemand in die Stube gekommen, ohne daß er es gemerkt hat. Gustav ist, nach meiner Ueberzeugung, unschuldig.

Es wurde noch mehr über die Sache gesprochen. Der bedeutende Verlust machte den

Goldarbeiter unruhig. Er ging in dem Zimmer auf und ab, und konnte den Schaden nicht verschmerzen. Dasselbe war auch bey seiner Frau der Fall. Sie legten sich zwar zu Bette, konnten aber die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Gustaven war es nicht besser zu Muthe. Er merkte wohl, daß man Verdacht auf ihn habe, und daß der Schein ganz gegen ihn zeuge. Sein Innres war von Betrübniß und Angst erfüllt. Die Nacht war schrecklich für ihn.

Den Tag darauf wurde von neuem alles im Hause durchsucht; doch ohne Erfolg. Der Goldarbeiter erklärte auch heute Gustav für unschuldig.

Neben dem Arbeitszimmer befand sich eine große Kammer, in der eine Menge Sachen durcheinander lagen. Gustav hatte sich einen kleinen Coffer gekauft, der auch darin stand. Die Frau des Goldschmids öffnete die Kammer. Ihr Blick fiel auf Gustavs Coffer. Er war nicht verschlossen. Sieh, Frau, sagte ihr Mann, der Coffer ist offen; darin stecken die Ohrringe nicht; sonst würde er ihn fein verschlossen haben.

Ich will indeß doch nachsehen, sprach die Gattinn, ging zum Coffer, und wollte ihn durchsuchen. Hinter demselben erblickte sie einen Rock von Gustav. Sie zog ihn hervor. In diesem

Augenblick fiel etwas auf die Erde. Der Klang, den dieß verursachte, machte beyde aufmerksam. Sie sahen nach, und — welche Freude, verbunden mit der größten Bestürzung! — da lagen die gestohlenen Ohrringe.

Mann und Frau sahen sich betroffen an. Diese hob die Ringe auf. — Es ist Gustavs Rock, sagte sie, und legte auf den Nahmen Gustav einen besondern Nachdruck.

Ihr Mann schüttelte den Kopf. — Nun, fuhr sie fort, habe ich mich geirrt? Hast du noch immer das große Vertrauen zu Gustavs Ehrlichkeit? — Er hat uns nichts als Maske gezeigt. Der Junge ist verschmitzt. Unter dem Schleyer der Redlichkeit hat er vielleicht schon manches Bubenstück begangen.

Der Goldarbeiter wußte noch immer nicht, was er dazu sagen sollte. Auch jetzt noch hätte er gern Gustavs Herz in Schutz genommen — aber der Augenschein zeugte gegen ihn. — So getäuscht, sprach er, habe ich mich in einem Menschen noch niemahls. Wir müssen in Zukunft ein schärferes Auge auf ihn haben.

Von nun an galt Gustav in den Augen seines Lehrherrn und seiner Frau für einen treulosen Menschen, für einen listigen Dieb, gegen den man nicht genug auf seiner Huth seyn könnte.

Aengstlich trat der Arme, Verachtete in

das Zimmer seines Herrn. Haben sich die Ohrringe nicht gefunden? stammelte er.

O ja, die haben sich wieder gefunden! antwortete der Goldschmid ganz trocken, ohne ihn anzusehen. Hätte er hingeblickt, er würde auf Gustavs Gesichte die reinste Freude darüber gelesen haben, und in seinem Argwohn gegen ihn irre geworden seyn.

Auf Gustavs Erkundigungen, wie und wo das Verlorene gefunden worden sey, gab man zweydeutige Antworten, die er nicht verstand, in denen aber Ausfälle auf seine Treue und Rechtschaffenheit lagen.

Doch bald merkte er wohl, wie sehr sich die Meinung von ihm bey seinem Lehrherrn und dessen Frau geändert haben müsse. Sie begegneten ihm nicht mehr so liebreich als sonst — sprachen wenig mit ihm, und verschlossen sorgfältig alle Schränke, wenn er allein im Zimmer blieb.

Auffallend und kränkend war für ihn dieses Mißtrauen. Sein Betragen wurde unter solchen Umständen immer gezwungener, und sein Aufenthalt in diesem Hause ihm mit jedem Tage mehr zur Last.

Theodor bemerkte diese Veränderung, und bath seinen Freund, doch wieder so heiter und gesprächig als sonst zu werden.

Gustav küßte ihn. Seine Augen waren voll Thränen. Sein Herz blutete — aber er schwieg.

Theodor, sagte eines Tages der Vater, als er mit ihm und der Mutter allein war, ich weiß, du hast den Gustav sehr lieb.

O über alles, über alles hab' ich ihn lieb! rief Theodor, auch jetzt noch, ob er gleich oft mürrisch ist, eine kurze Antwort gibt, und bisweilen weint.

Nun höre mich nur weiter an, lieber Sohn, fuhr der Vater fort, und folge mir, denn ich meine es gut mit dir. — Du mußt von nun an den Gustav weniger lieb haben als bisher.

Nein, das kann ich nicht! rief Theodor mit liebenswürdiger Offenheit. Gustav ist mein bester Freund — ich werde ihn immer über alles lieben.

Mein Sohn, unterbrach ihn die Mutter, man muß nur gute Menschen lieben.

O liebe Mutter, rief Theodor, das ists eben. Gustav ist der beste Mensch von der Welt. O du kennst ihn nur nicht so, wie ich ihn kenne!

Theodor, sagte der Vater, Gustav scheint bloß ein guter Mensch zu seyn, ist es aber nicht. —

Theodor nahm sich mit Eifer seines Freundes an, aber seine Aeltern widerlegten ihn mit

noch größerem Eifer, und erklärten ihm, warum sie Gustaven für keinen guten Menschen halten könnten. — Er ist nicht treu — sagte der Vater! — er ist ein Dieb! die Mutter.

Dagegen konnte Theodor nicht viel einwenden, als man ihm erzählte, wo sich die Ohrringe wieder gefunden hätten. Bitterlich fing er an zu weinen. Wenn Gustav ein schlechter Mensch ist, schluchzte er, so leben auf der Welt gar keine gute Menschen; niemanden kann ich so lieb haben als ihn; aber jetzt werde ich ihm böse werden müssen. O der böse, gute Gustav!

Die Aeltern erklärten ihm nun, wie er sich in Zukunft gegen Gustav benehmen müßte. — Theodor that von dieser Stunde an gegen Gustav sehr schüchtern. Fragte ihn dieser um etwas, so gab er ihm entweder eine ganz kurze Antwort, oder er floh davon, ohne ein Wort zu sagen; wollte ihn Gustav halten, so suchte er sich von ihm loszumachen, und schrie, wenn er ihn nicht gleich los lassen wollte; keine freundliche Anrede, kein liebevoller Blick — nichts wirkte mehr auf Theodor.

Herz zerreißend war es für Gustav, als er diese plötzliche Veränderung bey Theodor wahrnahm. Auch dieser offne, liebenswürdige Knabe, sagte er, verläßt mich. Mit seiner ganzen

Seele hing er immer an mir — wie einen Räuber flieht er mich jetzt. —

Fürchterlich tobte es in Gustavs unbefleckten Herzen. Zwar trat der Gedanke: ich verdiene diese Behandlung nicht! zuweilen vor seine Seele, und tröstete ihn; aber beständig umgeben von Menschen, die ihn mit kränkendem Mißtrauen behandelten, wie konnte er glücklich seyn? Das Leben wurde ihm zuwider; der Tod wäre ihm erwünscht gewesen.

Die Probe.

(Fortsetzung.)

Gustav wollte seinem Vater schreiben, und ihn bitten, daß er ihn aus dieser qualvollen Lage befreyen möchte; aber die Besorgniß, den guten Vater zu betrüben, bewog ihn, dieses zu unterlassen. Er wollte lieber geduldig alles leiden, als seinem geliebten Vater Kummer verursachen.

Theodor, ob er gleich seinen Freund Gustav floh, hatte ihn doch immer noch lieb, und hielt ihn in seinem Herzen für einen guten Menschen. Aber der Wille seiner Aeltern war ihm

heilig — ihn zu übertreten schien ihm nicht recht.

Eines Abends ging er im Garten spazieren. In einer entfernten Laube vernahm er Töne, die ihm wie Menschentöne vorkamen. Mit leisen Tritten begab er sich an die Laube, sah hinein, und erblickte Gustaven auf seinen Knieen. Thränen flossen ihm von den Wangen. Er schien tief gerührt. Sein Auge war, voll Andacht, gen Himmel gerichtet.

Im Innersten bewegt, stand Theodor da; so unschuldig, so gut war Gustav ihm noch nie vorgekommen. Er folgte dem Drange seines Herzens, stürzte in die Laube, und hing an des Freundes Brust. "O Gustav! rief er aus, wie lieb hab' ich dich!" Die Thränen der Freunde vermischten sich.

O mein Theodor! mein geliebter Theodor! stammelte Gustav, und Theodor vergaß in diesem seligen Augenblicke alle Warnungen des Vaters, alle Bitten der Mutter.

Aber es war auch nur ein Augenblick, daß Beyde diese hohe Seligkeit fühlten. Theodors Vater trat unvermuthet in die Laube. Theodor fuhr erschrocken zurück. Der Goldschmid nahm den Sohn bey der Hand, und ging mit ihm fort. "Du hast mir nicht gefolgt, sagte er zu ihm; ich hätte mich eines Bessern von dir versehen."

Theodor entschuldigte sich, so gut er konnte; allein der Vater fand sein Betragen tadelhaft, und verboth ihm, sich je wieder auf eine so vertraute Weise Gustaven zu nähern.

Der arme, gepeinigte Gustav sah sich nun wieder allein in der Laube, sah, daß man alles von ihm entfernen, alles mißtrauisch gegen ihn machen wolle. Ein bittrer Schmerz erfüllte seine Brust.

So verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern. Das Mißtrauen gegen ihn verlohr sich nicht. Zuweilen begegnete man ihm so, daß es schien, als wolle man ihm wieder das verlorene Vertrauen schenken; aber dieß währte nicht lange — bald trat an die Stelle scheinbarer Wärme, eine zurückstoßende Kälte.

So war bereits ein Vierteljahr verflossen. Während dieser Zeit gingen verschiedene kleine Sachen in dem Zimmer des Goldschmids verloren. Der Verdacht der Entwendung kam wieder auf Gustav. Ihm, der ja, wie man überzeugt war, die goldenen Ohrringe gestohlen hatte, konnte man jeden andern Diebstahl zutrauen.

Dem Goldschmid wurde die Sache immer bedenklicher. Der junge Mensch, sagte er einmahl, kann uns bey Gelegenheit tüchtig bestehlen,

und davon laufen. Wir müssen bey Zeiten dem Uebel vorbeugen.

Ich dächte, sagte seine Frau, du schafftest ihn je eher je lieber aus dem Hause. Theodor kann von ihm sehr verdorben werden. Schon dieß allein ist Grund genug, daß er fortkommt.

Ich muß dir gestehen, versetzte der Goldschmid, daß es mir um Gustav leid thut. Es geht mir wie Theodorn; ich habe ihn heimlich noch immer lieb; ich möchte ihn gerne bey mir behalten; er ist bescheiden, fleißig und geschickt.

Was hilft das alles, lieber Mann, erwiederte die Gattinn, wenn er nicht treu ist! Nein, nein, du mußt ihn fortschaffen.

Auch sein Vater dauert mich sehr, fuhr der Goldschmid fort; er ist der bravste Mann, den ich kenne, und ich weiß, er liebt seinen Sohn über alles; wenn ich ihn nun fortschicke, welch' ein Schlag wird dieß für den ehrlichen Vater seyn!

Nun, thue was du willst! sprach die Frau, meine Meinung habe ich dir unverhohlen gesagt. Ich bin an dem Unheile unschuldig, das am Ende entsteht, wenn du den Jungen noch länger im Hause behältst.

Der Goldschmid war unschließig, was er anfangen sollte. Er wollte die Sache erst von allen Seiten überlegen, und dann handeln. —

Nicht lange blieb er im Zweifel. Am Abend desselben Tages vermißte er auf seinem Arbeitstische von neuem eine goldene Haarnadel. Sie fand sich nirgends. Nur Gustav konnte sie entwendet haben; alles zeugte gegen ihn.

Der Goldschmid war nun entschlossen, Gustaven fortzuschicken. Ehe dieß geschah, wollte man seine Ehrlichkeit noch Ein Mahl auf die Probe stellen. Es wurde im Beyseyn zweyer obrigkeitlichen Personen ein goldener Ring auf den Tisch gelegt. Gustav befand sich in einer andern Stube. Er wurde herbeygerufen. Der Lehrherr sagte ihm, er wolle mit diesen seinen Freunden, seiner Frau und Theodorn diesen Nachmittag eine Spazierfahrt machen, und erst spät Abends zurückkehren; Gustav sollte indeß zu Hause bleiben, und niemanden in das Zimmer lassen.

Man ging fort, und Gustav blieb allein zu Hause. Er schloß das Arbeitszimmer zu, und verrichtete in einer Nebenstube einige Geschäfte. Einer von des Goldschmids Anverwandten hielt sich in der Nachbarschaft des Hauses auf, und gab sorgfältig Acht, ob jemand hineingehen würde. Er bemerkte niemanden.

Des Abends kam der Goldarbeiter mit den übrigen zurück. Gustav ging ihnen entgegen.

Er wurde befragt, ob jemand da gewesen sey. Keine Seele; war die Antwort.

Das Arbeitszimmer wurde geöffnet. Die zwey obrigkeitlichen Personen traten hinein. Man untersuchte den Arbeitstisch; der goldne Ring — war nicht mehr da.

Alle sehen einander betroffen an. Gustav wurde herbeygerufen. Er war verschwunden. Des Goldschmids Frau sah ihn über die Straße laufen. — Zeugnisses genug gegen ihn. Er wollte entfliehen! daran zweifelte niemand.

Einer von den Hausfreunden des Goldschmids sprang Gustaven nach, und rief einem Manne zu, er möchte den Fliehenden greifen. — Gustav wurde festgehalten. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Gleich einem Verbrecher schleppte man ihn in das Haus seines Lehrherrn. Ha, Betrüger! rief ihm dieser entgegen; so vergiltst du mein Vertrauen zu dir? Treuloser Bube, unwerth eines so guten, redlichen Vaters!

Gustav zitterte an allen Gliedern; die Worte des aufgebrachten Goldschmids drangen ihm wie Dolchstiche ins Herz; es schien ihm, als öffne sich ein Schlund vor seinen Füßen, als sänke er auf ewig von dieser Erde in einen bodenlosen Abgrund.

Er wollte reden; vermocht' es aber nicht.

Schon die Flucht zeugt gegen dich! sagte der Lehrherr. Jetzt bekam Gustav die Sprache wieder. Ich weiß von keiner Flucht, erwiederte er. Zwar bin ich gelaufen, aber nicht, um zu entfliehen, sondern, um bald wieder hier zu seyn. Ich wollte ein Paar Augenblicke einen Bekannten sprechen, und ihn fragen, ob er mir nicht einen Bogen Postpapier zu einem Briefe an meinen Vater leihen könnte.

Wer dir glauben könnte! rief der Goldschmid.

Diese Worte waren für Gustavs Herz höchst kränkend. O, rief er aus, ich habe nie wissentlich Unwahrheit geredet — warum sollte ich auch lügen?

Warum? ha ha ha! versetzte eine von den obrigkeitlichen Personen mit bitterm Spott. Was wolltest du bey deinem Bekannten machen? Einen Bogen Papier hohlen, und ihm dafür einen goldnen Bogen geben? Nicht wahr?

Gestehe nur gleich, sagte der Goldschmid, wohin du den goldnen Ring gethan hast? Alles Läugnen hilft nichts; du hast ihn entwendet.

Noch nie war Gustav so erschrocken, als in diesem Augenblicke. Erst jetzt erfuhr er, daß man ihn in einem so schmählichen Verdacht habe.

Bey Gott! rief er aus, ich weiß von dem

Ringe nichts; ich habe ihn nicht gesehen, vielweniger berührt.

Welch' eine hartnäckige Bosheit! sprach einer von den Hausfreunden; er ist überführt, wie nur immer ein Verbrecher überführt werden kann, und doch hat er die Keckheit, es zu läugnen.

Gustav betheuerte zu wiederhohlten Mahlen von neuem seine Unschuld — allein alles war gegen ihn — mit kränkendem Spott wurden seine Betheuerungen erwiedert.

Die Freunde des Hauses riethen dem Goldschmid, den jungen Dieb noch an diesem Tage der Obrigkeit zu übergeben, und ihn gebunden in Arrest zu bringen.

Gustav bebte; bittre Thränen strömten aus seinem Auge; sie rührten niemanden. Die quälendsten Gefühle wütheten in seinem Innern; alles, alles schien ihm verloren, und es ergriff ihn die schrecklichste Verzweiflung.

Der Goldschmid meinte, es wäre wohl besser, den Dieb bis auf den morgenden Tag noch in seinem Hause zu behalten; vielleicht daß er sein Verbrechen gestände, in welchem Falle man ihn nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefern wolle. —

Die obrigkeitlichen Personen rühmten die Milde des Goldschmids, und ermahnten Gusta-

ven, diese Güte zu erkennen, und alles frey zu gestehen. Es gibt Mittel, sagten sie zu ihm, dieses Geständniß, wenn es nicht freywillig geschieht, zu erzwingen. Die Daumschrauben und andere Folter-Instrumente bringen bald zum Reden.

Ein heftiger Schrecken fuhr durch Gustavs Glieder. — Aber er war gleich vorüber. Das Gefühl der Unschuld schien ihn von neuem zu beleben. Er faßte sich. Mit ziemlicher Ruhe und einem auffallenden Muthe erklärte er: er sähe wohl ein, daß er es mit Menschen zu thun habe, die andern nichts Gutes zutrauten, die es nicht verständen, daß es gute Menschen gebe, denen nichts mehr zuwider sey, als die Lüge. Er befände sich in ihrer Gewalt; alles zeuge gegen ihn, und er werde der Gewalt und dem Scheine unterliegen müssen. Aber er werde sich zu beruhigen wissen. Fürchte Gott, so schloß er seine Erklärung, thue recht, und scheue niemand. O wie oft hast du mir, guter Vater, diese Lehre ans Herz gelegt! Ich will sie jetzt nicht vergessen. Thut mit mir, was ihr wollt — ich scheue euch und euer Gericht nicht; der, der euch einmahl richten wird, kennt meine Unschuld.

Jetzt schwieg er. Der Goldschmid, der durch das Selbstgefühl, womit Gustav sich er-

klärt hatte, irre gemacht wurde, schwieg still und entfernte sich. Auch die andern standen etwas betroffen da, und wußten nicht, was sie vorbringen sollten. Noch Ein Mahl wiederhohlten sie ihre Ermahnungen, daß Gustav seinen Fehltritt gestehen sollte, und versprachen, wenn er dieß thäte, ihm bey seinem Herrn Verzeihung auszuwirken.

Gustav lächelte bitter und verächtlich, wendete sein Gesicht von ihnen weg, und schwieg. — Dieß brachte die Herren gegen ihn noch mehr auf, sie drohten ihm strenge Bestrafung, und beredeten den Goldschmid, ihn fest einzusperren, damit der verhärtete Bösewicht, wie sie ihn nannten, in der Nacht nicht entspringe. Was sie anriethen, geschah; Gustav wurde in eine Stube des obersten Stockwerkes eingesperrt. Er schlief ziemlich ruhig; denn er fühlte sich unschuldig.

Die Verurtheilung.

Fortsetzung.

Als Gustav des Morgens erwachte, und sich an die Auftritte des vorigen Abends erinnerte, überfiel ihn ein kalter Schauer. Seine Ehre, auf die er immer so viel gehalten hatte, schien ihm verloren. Dieß machte ihn niedergeschlagen. Was ihm noch bevorstehe, wußte er nicht; aber er besorgte das Schlimmste.

Der unglückliche Gustav irrte sich in seinen Besorgnissen nicht. Der Goldschmid kam zu ihm, und forderte ihn von neuem auf, seinen Diebstahl zu bekennen, den goldnen Ring zurückzustellen, und dann auf Verzeihung zu hoffen.

Wie kann ich etwas bekennen, was ich nicht gethan habe? antwortete Gustav, und weinte vor Schmerz. Vergebens setzte ihm sein Lehrherr auseinander, daß hier kein Läugnen helfe; daß sein Vergehen hinlänglich bewiesen sey; daß, wenn die Sache vor Gericht käme, sie einen bösen Ausgang für ihn haben werde, weil er dann wenigstens an den Pranger gestellt, und in das Zuchthaus gesteckt werden würde.

Schrecklich! schrecklich! schluchzte Gustav; aber bey Gott, ich bin unschuldig!

Erbittert über die Hartnäckigkeit Gustavs,

unterdrückte der Goldschmid die Gefühle der Menschlichkeit, die sich in ihm zu regen anfingen, kleidete sich um, ging zum regierenden Burgermeister der Stadt, und trug ihm die Sache vor.

Welch' ein Entsetzen überfiel den geängstigten Gustav, als nach einer Stunde zwey Gerichtsdiener in die Stube traten, in der er eingesperrt war, und ihm ankündigten, daß er ihnen folgen sollte.

Er rang die Hände — er bath, man möchte seinen Lehrherrn hohlen, und da dieser erschien, flehte er ihn um alles, was ihm heilig sey, ihn von der Schmach, die ihm bevorstehe, zu befreyen. Gott! rief er aus, wie soll ich den Gerichtsdienern folgen? die ganze Stadt wird mit Fingern auf mich zeigen! mein guter Nahme ist dann auf immer verloren.

Jetzt kann ich nicht mehr helfen, erwiederte der Goldschmid, die Sache ist vor die Obrigkeit gebracht, und der ist man Gehorsam schuldig. Hättest du gutwillig deinen Fehltritt bekannt, so wäre es nicht so weit gekommen.

Aber habe ich es denn nicht oft genug betheuert, stammelte Gustav, daß ich kein Dieb, daß ich unschuldig bin? Kann ich dann mehr thun? O Gott, du kennst meine Unschuld, stehe mir bey in diesen Stunden des Unglücks!

So gehe nur hin, sprach der Goldschmid etwas empfindlich, und beweise vor Gericht deine Unschuld, dann wirst du ja frey gesprochen, und erhältst deine Ehre wieder.

In diesem Augenblick vernahm man in dem Vorhause ein lautes Weinen. Die Thüre that sich auf, und es stürzte Theodor herein. Die Mutter hatte ihm erzählt, was mit Gustav geschehen werde. Der gute Knabe, der diesen noch immer ungemein liebte, brach bey dieser Nachricht in ein schmerzliches Weinen aus, stürzte nach dem Zimmer, in welchem sich Gustav befand, und fiel ihm um den Hals.

Du bist unschuldig, Gustav! rief er aus, du bist unschuldig! aber man glaubt es dir nicht, man will dich ins Rathhaus und dann ins Zuchthaus führen; o bleibe hier! gehe nicht hin! man meint es nicht gut mit mir!

Dieser Auftritt war so rührend, daß Theodors Vater sich wegwenden und die Augen trocknen mußte. Auch auf die Gerichtsdiener machte die Scene einen so starken Eindruck, daß sie nur mit vieler Mühe sich der Thränen enthalten konnten.

Doch dieß alles half nichts. Theodor wurde mit Gewalt von Gustav gerissen, und dieser von den Gerichtsdienern in das Bürger-Gefängniß gebracht. In den Straßen strömten eine

Menge Menschen herzu, und riefen: ist das nicht Gustav Hedrich? was hat er verbrochen! — Er hat goldnes Geschmeide gestohlen! antworteten mehrere Stimmen so laut, daß Gustav sie deutlich vernehmen konnte.

Diese Worte schnitten in Gustavs Herz scharf ein; er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Innerlich fast betäubt, hingen seine Augen am Boden. Nur Ein Mahl wagte er um sich zu blicken. Ach, welch' ein Blick! Er fiel auf einen Freund seines Vaters, der gerade aus Winterfeld in Wagenau eingetroffen war, wo er einige Geschäfte hatte. Gustav schlug schnell das Auge nieder; aber der Gedanke: nun erfährt auch dein Vater und wahrscheinlich auch ganz Winterfeld die Schmach, die dir begegnet, erschütterte ihn.

Gustav wurde eingesperrt. Den Tag darauf ward er in den Saal geführt, wo um eine lange Tafel herum die Rathsherren ganz ernst und feyerlich saßen. Einer von ihnen hielt eine kurze, rührende Anrede an ihn. Dann wurde er aufgefordert, das Vergehen, dessen man ihn beschuldige, zu gestehen.

Gustav antwortete mit zitternder Stimme, aber ziemlich viel Entschlossenheit, er sey unschuldig.

Es wurden ihm viele Fragen vorgelegt, die

er kurz und bestimmt beantwortete. Einer von den Anwesenden schrieb alles in ein großes Buch ein. Hierauf wurde Gustav wieder in die Arreststube geführt.

Den Tag darauf wurden mehrere Zeugen verhört. Ihre Aussagen waren gegen Gustav.— Nach Verlauf von vierzehn Tagen fällten die Richter das Endurtheil: Gustav sollte, weil er mehrerer Diebstähle schuldig befunden worden, drey Stunden am Pranger stehen, und auf ein Jahr ins Zuchthaus kommen, sein Vater aber sowohl den durch ihn angerichteten Schaden als auch die gerichtlichen Kosten ersetzen.

Mit Schrecken vernahm der unglückliche Gustav dieß Urtheil. Er blickte gen Himmel, und sagte mit zerrissenem Herzen: Gott, du kennst meine Unschuld; du richtest gerechter; o gib mir Muth in meinem Elende!

Er ward abgeführt, und der folgende Tag dazu bestimmt, daß er am Pranger stehen sollte.

Die angenehme Entdeckung.

Beschluß.

Der fühlende Leser denke sich in Gustavs Lage. Ein schmerzliches Gefühl verdrängte in seiner Brust das andere. Er hoffte, der Freund seines Vaters werde diesen schnell von seinen Unfällen benachrichtigen, und dieser herbey eilen, um ihn zu retten. Dieß wäre sicher auch geschehen, wenn Gustavs Vater nicht, unglücklicher Weise, auf das Anrathen des Arztes in ein Bad gereiset, und so mit den Vorfällen seines Sohnes unbekannt geblieben wäre.

Der fürchterliche Tag für Gustav, der Tag, an welchem er am Pranger der öffentlichen Schmach Preis gegeben werden sollte, brach ein. Da erschien ihm der Engel des Mitleids zu Hülfe. Theodor war nicht zu trösten. Die ganze Nacht hindurch hatte er um Gustav geweint und für ihn gebethen. Das Herz des Vaters wurde durch diese seltene rührende Theilnahme bewegt, und er sann auf Mittel, Gustaven zu retten.

Mit frühem Morgen besuchte der zum Mitleid bewegte Goldschmid mehrere Rathsherren, und bath für Gustav um Begnadigung. Die Erfüllung seiner Bitte war mit vielen Schwierigkeiten verbunden; aber der Goldschmid ruhte

nicht eher, bis der Magistrat dem Unglücklichen förmlich die Strafe erließ.

Wer beschreibt Gustavs Freude, als er die erste Nachricht davon vernahm. Der Uebergang von dem tiefsten Schmerz zur erhabensten Freude wirkte nachtheilig auf seinen Körper. Sein Entzücken wurde auch bald gemäßigt; denn es ward ihm angekündigt, daß ihm die bestimmte Strafe zwar in Gnaden erlassen sey, daß man ihn aber durch zwey Gerichtsdiener zur Stadt hinausführen lassen müsse, und daß er innerhalb zehn Jahren das Gebiet von Wagenau bey schwerer Strafe nicht betreten dürfe.

Gustav flehte, daß man ihn des Nachts aus der Stadt führen möchte. Dieß wurde nicht gestattet. Den folgenden Tag, früh sieben Uhr, erhielt er Befehl, den Gerichtsdienern zu folgen. Begleitet von diesen, und einer Schar gefühlloser Gaffer, verließ er die Stadt, wo er des Schmerzes genug gelitten hatte.

O wie wohl that es ihm, da er sich unter Gottes freyem Himmel sah! Das Herz erhebt sich nie mit solcher Andacht zu Gott, als wenn es sich in tiefem Elende befindet, oder einem solchen Elende kaum glücklich entgangen ist.

Gustav dankte mit gerührter Seele dem Himmel für seine Rettung. — Aber was sollte er jetzt anfangen? Er beschloß, zu seinem Va-

ter zu eilen, an seine Brust zu sinken, und bey ihm Trost und Erheiterung zu suchen. Aber tausenderley Gedanken riethen ihm das Gegentheil. Ach, seufzte er, der Schein zeugt gegen mich; mein Vater wird mich für einen Verbrecher halten, und von sich stoßen. — Glaubte er an meine Unschuld, so wäre er längst erschienen, und hätte mich frey zu machen gesucht. — Auch wird ganz Winterfeld von der mir widerfahrnen Schmach wissen; man wird mit Fingern auf mich zeigen, mich verhöhnen und verachten.

Die erduldeten Leiden hatten auch seinen Körper angegriffen; er fühlte sich nicht wohl, und mußte in einem Dorfe liegen bleiben. Nach zwey Tagen versuchte er, weiter zu gehen. — Der Vorsatz, ins väterliche Haus zurück zu kehren, behielt die Oberhand.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als er Winterfeld erreichte. Mit pochendem Herzen näherte er sich, von niemanden gesehen, dem Garten, an welchem die Wohnung seines Vaters lag. Er blickte hinein, und, o was sah er? — Sein Vater stand da, gestützt auf jenen Freund, den Gustav in Wagenau, da er ins Gefängniß geführt wurde, gesehen hatte, neben ihm stand einer von den Gerichtsdienern, die ihn zur Stadt hinausführten.

Kaum daß der alte, redliche Vater aufrecht stehen konnte. Er rang die Hände, und ein finstrer Gram lag auf seinem Gesichte. Der Freund schien ihn zu trösten.

Gustav bebte bey dem Anblicke. Daß der Vater von allem benachrichtigt sey, daß er sich über ihn abhärme, schien ihm gewiß. Sich ihm jetzt zu nähern, dazu hatte er nicht den Muth. Er eilte davon, und hatte Winterfeld bald hinter dem Rücken.

Als er den Tag darauf einige Meilen zurück gelegt hatte, war er so müde, daß er in einer kleinen Stadt bleiben mußte. Es war ihm alles daran gelegen, seinen Vater von seiner Unschuld zu überzeugen. Er schrieb einen langen Brief an ihn, worin er ihn mit dem ganzen Verlaufe seiner Angelegenheit bekannt machte und den Vater bath, ihm bald eine tröstende Antwort zu geben. Drey Tage lang sah er derselben mit Ungeduld entgegen. Sie traf nicht ein.

Gustav schrieb noch Ein Mahl an den Vater, und bath ihn dringend um eine Antwort, die er innerhalb dreyer Tage erwarte. Erhielte er sie nicht, bemerkte er, so werde er dieß für ein Zeichen annehmen, daß der Vater ihn nicht anhören, ihm keinen Glauben beymessen wolle.

In banger Erwartung vergingen die drey Tage. Keine Antwort von dem Vater. Gu-

stav wartete noch einen, noch zwey, noch acht Tage, seine Briefe bleiben unbeantwortet.

Schmerzlich war es ihm, auch von seinem Vater verkannt zu werden. Mit zerrissenem Herzen verließ er seinen jetzigen Aufenthaltsort, und beschloß, sich nach Hamburg zu begeben, und sich dort nach Amerika einzuschiffen, wo er seine Ruhe wieder zu finden, und das Vaterland zu vergessen hoffte, das ihm so vielen Jammer verursacht hatte.

Unterdeß befand sich der alte, ehrliche Vater unglücklich. Sein Sohn war noch seine einzige Hoffnung auf der Erde; er allein band ihn noch mit f.sten Banden an das Leben; festes Vertrauen hatte er zu seinem Herzen; die zärtlichste Liebe zu dem Liebling der entschlummerten Mutter.

Wie niederschlagend mußte für einen solchen Vater die Nachricht seyn, daß der Sohn, von dem er alles erwartete, seine Hoffnungen so ganz getäuscht, sich als der verächtlichste Häuchler gezeigt, und seine und des Vaters Ehre so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt habe.

Wäre er gestorben, sagte der gebeugte Vater, so hätte ich um ihn geweint, und wäre ihm bald gefolgt — jetzt ist er mehr als todt, weinen

kann ich um ihn nicht, nur bemitleiden, nur mich grämen über seine verlorne Unschuld — nur das kann ich! O wäre er gestorben! wäre er ein Opfer des Todes, nur nicht des Lasters geworden!

Weg war für den ehrlichen Hedrich der Friede von außen und innen; gleichgültig schlichen seine Tage dahin; mit bitterm Schmerz war jede Erinnerung an seinen Sohn verbunden. Der gute, unglückliche getäuschte Vater! Hätte er seinen Sohn gesprochen, oder wenigstens seine Briefe gelesen, er würde anders gedacht, und glücklicher fortgelebt haben. Allein das Mißgeschick, das Gustaven verfolgte, wollte es, daß keiner seiner Briefe in des Vaters Hände kam; sie gingen beyde verloren.

Gustav erreichte Hamburg. Man sagte ihm hier, daß er ohne Geld es nicht wagen sollte, sich nach Amerika einzuschiffen, weil er dann leicht als halber Sclave verkauft werden könnte, um die Auslagen des Schiff-Capitains für ihn durch mühselige Arbeiten zu ersetzen. Auch wäre es besser, wenn er vorerst in Deutschland etwas Tüchtiges lernte, und dann nach der neuen Welt reiste, wo nur Menschen von Geschicklichkeit ihr Fortkommen fänden.

Gustav fand diese Vorstellungen beherzigungswerth, und blieb in Hamburg, wo er von

einem sehr geschickten Goldarbeiter gern in die Lehre genommen wurde.

Zwey Jahre verflossen ihm in Hamburg ungemein schnell. Er wäre hier glücklich gewesen, wenn nicht die Erinnerung an Wagenau und an seinen Vater die Freuden seines Lebens getrübt und ihm viele traurige Stunden verursacht hätte.

Für den alten Hedrich waren die zwey Jahre eine Reihe unglücklicher Tage. Seine Kränklichkeit vermehrte sich, so wie die Erinnerungen an seinen Sohn. Täglich schwebte ihm dieser vor, täglich wünschte er ihn an seiner Seite. Der Gedanke, daß er doch vielleicht unschuldig seyn könnte, wurde ihm immer wahrscheinlicher, und wenn auch Gustavs Stillschweigen den Verdacht gegen ihn zu bestärken schien: so war doch das väterliche Herz geneigt, den Grund dieses Schweigens in dem gekränkten Ehrgefühle des Sohnes zu finden, und ihn zu entschuldigen.

Der gute Vater unterließ nichts, den Aufenthaltsort seines Sohnes zu erforschen — aber alle Mühe war umsonst. Er sah sich am Ende genöthigt, in mehrern Zeitungen eine Aufforderung an Gustav, zu ihm zurückzukehren, abdrucken zu lassen.

Es war an einem Sonntage, als Gustav

in dem Jungfernstieg bey Hamburg herumspazierte, und seinen Betrachtungen nachhing. Mehr als je fühlte er in dieser Stunde eine Sehnsucht nach seinem Vater. Hätte er Flügel gehabt, er wäre in diesem Augenblicke zu ihm hingeflogen, und hätte sich an seinem Herzen mit ihm ausgesöhnt.

Ohne auf die Menschen, die neben ihm auf- und abgingen, zu achten, ging Gustav vor sich hin. Guten Tag, Camerad! rief ihm einige Schritte weit von ihm ein Bekannter zu, der den Hamburger Correspondenten in der Hand hatte, und aufmerksam las.

Gustav blickte auf. Hedrich! sagte jener zu ihm, hier finde ich einen Aufsatz, der mit Hedrich unterzeichnet ist.

Gustav nahm das Blatt, und las darin die Aufforderung seines Vaters. Ein freudiger Schrecken durchdrang seine Glieder. Er las, las wieder, las zum vierten Mahl den Aufsatz, und zweifelte nun nicht, daß er von seinem Vater herrühre.

Eiligst flog Gustav nach seines Lehrherrn Wohnung, und meldete ihm, daß er noch heute auf einige Zeit zu seinem Vater reisen müsse.

Der Lehrherr machte Schwierigkeiten, willigte endlich aber doch in die Reise, und ertheilte

Gustaven, auf dessen Bitte, ein sehr vortheilhaftes Zeugniß über sein Wohlverhalten.

Gustav fuhr noch an diesem Tage mit einer fahrenden Post ab, und erreichte glücklich Winterfeld.

Es mußte sich treffen, daß der alte Hedrich gerade an dem Tage, an welchem Gustav in Winterfeld eintraf, seinen Geburtstag feyerte.

Mit klopfendem Herzen betrat der Sohn das Haus des redlichen Vaters. Er wollte in die Stube treten; sie war verschlossen. Er sah die Gartenthüre offen, und vermuthete den Vater im Garten.

Gustav begab sich in den Garten. Er erblickte den Vater in seiner Lieblingslaube, neben ihm den vertrautesten Freund seines Herzens. Sie schienen in einem lebhaften Gespräche zu seyn.

Ohne bemerkt zu werden, näherte sich Gustav der Laube. Er stand bald so nahe an derselben, daß er alles, was gesprochen wurde, deutlich vernehmen konnte.

Sein Herz wurde unruhig, als er hörte, daß er der Gegenstand des Gespräches sey. Freund meines Herzens, sagte der Vater, dir kann ich alles anvertrauen. Du weißt, wie die Geschichte mit meinem Sohn mich angegriffen,

wie sehr sie mein Leben abgekürzt hat. Tag und Nacht schwebt mir mein verlorner Sohn vor. O wenn ich ihn auf dieser Erde nur noch Ein Mahl sehen könnte! Vielleicht ist er todt! Auch dann sey Gott gepriesen. Denn war er wirklich der, für den ihn die Richter erkannten, so ist ihm wohl geschehen, daß er gestorben ist. Lebt er aber noch, und er fühlt sich nicht rein und unschuldig, so möge er sein Leben bessern und noch vor meinem Ende zu mir kommen!

Gustav konnte sich nicht länger halten. Ein Strom von Thränen floß von seinen Wangen. Erschüttert sprang er in die Laube, bebend vor schmerzlicher Freude, fiel er dem Vater ans redliche Herz, und rief aus: Vater, hier ist Ihr Sohn, er ist und war immer unschuldig!

Wie eine Centnerlast fiel der Gram von des Vaters Herzen, als der Sohn an seiner Brust lag, und die Worte ausrief: er ist und war immer unschuldig!

Lange war Beyder Freude stumm; lange lagen Vater und Sohn sich weinend in den Armen, und fühlten sich glücklich. Als die Gefühle ruhiger wurden, erzählte — oft unterbrochen von Thränen der Wehmuth — Gustav die Geschichte seiner Leiden und seiner verkannten Unschuld.

O wie wohl that es dem Vater, in dieser

Erzählung durchaus Beweise von der Wahrhaftigkeit seines Sohnes zu finden! wie groß war die Freude des Alten, als Gustav ihn endlich so weit brachte, daß er von seiner Unschuld überzeugt war! Er umarmte zu wiederhohlten Mahlen den Sohn, und benetzte ihn mit Thränen väterlicher Liebe. Innigen Antheil nahm an allem der Freund des redlichen Hedrich.

Noch stand ihnen die größte Freude bevor. Die Gartenthüre öffnete sich. Es trat ein junger Mensch herein. Gott! es ist Theodor! rief Gustav, verließ schnell die Laube, und begab sich in ein nahes Gebüsch, wo ihn Theodor nicht sehen konnte.

Mit rüstigem Schritt eilte Theodor nach der Laube. Er fragte nach Hedrich. Dieser gab sich zu erkennen. Freuen Sie sich! rief Theodor freudig aus, und seine Augen funkelten, Ihr Sohn hat Ihnen viel Kummer gemacht; jetzt soll er Ihnen um so größere Freude machen! Er ist für treulos gehalten worden; aber man hat sich geirrt! er ist ganz unschuldig!

Der alte Hedrich konnte sich vor Freude kaum aufrecht erhalten. O Engel Gottes! sagte er gerührt zu Theodorn — welche frohe, unaussprechlich frohe Bothschaft bringen Sie mir!

Ich bin, fuhr Theodor fort, der Sohn

des Goldarbeiters, bey dem Gustav in der Lehre stand. Er war mein Freund; nie habe ich aufgehört, ihn zu lieben; immer habe ich ihn für unschuldig gehalten. Jetzt hat es sich gezeigt, daß ich recht hatte. Er hat nichts entwendet. Alle Sachen, die zu seiner Zeit in meines Vaters Zimmer verloren gingen, haben sich wieder gefunden, und wir haben erst heute den Dieb entdeckt, der sie weggeschleppt hat. Mein Rabe war dieser Dieb. Er schleppte eine Menge Sachen in einen Winkel der Kammer, in welcher schon seit mehrern Jahren nicht aufgeräumt worden ist. Dieser geflügelte Räuber hat auch die goldenen Ohrringe in die Kammer gebracht und sie hinter Gustavs Coffer fallen lassen, wodurch mein Freund zuerst in einen so kränkenden Verdacht kam. Heute erst bemerkten wir, wie er eine Zitternadel davon trug. Wir suchten in dem Winkel, wohin er sie schleppte, nach, und fanden darin die goldne Haarnadel, den goldnen Ring und noch viele andre Sachen, deren Entwendung man Gustaven zuschrieb. Als er nicht mehr in unserm Hause war, kam doch immer noch mancherley von dem Arbeitstische weg, und schon dieses brachte meinen Vater auf den Gedanken, daß Gustav doch wohl unschuldig seyn könnte.

O dieß ist ein seliger Tag für mich! rief

Hedrich gerührt aus; Gott, du hast mir heute meinen Sohn wieder geschenkt, und mein Alter mit Freude überschüttet!

Mein Vater, fuhr Theodor fort, ist auch hier. Er kleidet sich in dem Gasthofe um, und wird dann sogleich auch erscheinen. Ich wollte mir die Freude machen, Ihnen die Unschuld Ihres Sohnes um einige Minuten früher anzukündigen. O wenn nur auch Gustav hier wäre! was gäbe dieß für —

O mein Theodor! mein Freund! mein Herzensfreund!

Mit diesen Worten stürzte Gustav aus dem Gebüsche hervor, und lag in Theodors Armen, der durch diese Ueberraschung in einen Zustand des größten Entzückens versetzt wurde.

Noch lagen sich die jungen Freunde, bis zu Thränen gerührt, in den Armen, als der Goldschmid herbeykam, und nicht wenig erfreut war, hier den treuen, verkannten Gustav zu finden.

Er eilte auf ihn zu, und reichte ihm mit den Worten die Hand: lieber Gustav, du mußt mir verzeihen! es ist dir großes Unrecht zugefügt worden! aber deine Unschuld ist anerkannt, und du sollst für deine Schmach entschädigt werden!

O, rief Gustav aus, ich bin entschädigt

genug dadurch, daß man sieht, daß ich der Treulose nicht bin, für den man mich gehalten hat.

Nein, der bist du nicht, rief der Goldschmid, ihm treuherzig die Hand schüttelnd, der bist du nicht! der bravste, treflichste Jüngling bist du!

Mein geliebter Sohn! sprach der freudige Vater zu Gustav, und zog ihn an sein Herz, diese Stunde ist die frohste meines Lebens! Gerne will ich jetzt sterben, da ich weiß, daß du unschuldig, daß du rechtschaffen bist!

Alle Anwesenden waren sehr gerührt. Der Goldschmid brachte ein Paar angenehme Tage in Hedrichs Hause zu, und zwang bey seinem Abgange Gustaven, von ihm eine goldene Uhr als ein freundschaftliches Andenken anzunehmen.

Der Magistrat in Wagenau suchte das Unrecht, welches durch das gefällte Urtheil Gustaven zugefügt wurde, dadurch gut zu machen, daß er ihm in einem öffentlichen Blatte eine Ehrenerklärung that, und ein ansehnliches Geschenk machte, das Gustav aber nicht annahm.

Begleitet von des Vaters und seiner Freunde Segenswünschen, reiste er wieder nach Hamburg ab, wo er noch ein Jahr in der Lehre blieb, dann aber nach London sich begab, wo er drey Jahre verlebte.

Als er nach Hause zurückkehrte, fand er seinen guten Vater noch gesund und munter. Er wurde Meister, und war bald in der ganzen Stadt und der umliegenden Gegend geschätzt und geliebt. Theodor blieb bis ins Grab sein innigster Herzensfreund. Seinen Söhnen und allen, die ihn um Rath fragten, ertheilte Gustav unter andern gewöhnlich auch die Lehre: **Urtheilet über die Rechtschaffenheit eines Menschen nicht voreilig; der Schein trügt sehr, und auch der Vernünftige läßt sich durch denselben zuweilen zu Ungerechtigkeiten verleiten, die ihn späterhin gereuen.**

Das Erntefest.

In einer freundlichen Gegend lag die kleine Stadt Nelkenthal, umgeben von fruchtbaren Feldern, und bewohnt von betriebsamen, fröhlichen Einwohnern.

Mit Recht galten die Nelkenthaler im ganzen Lande für kluge, verständige und brave Menschen; denn es herrschte unter ihnen wirklich ein wohlthätiger Geist der Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit.

Besonders standen die Einwohner von Nelkenthal in dem ehrenvollen Rufe wackerer Schulfreunde. Und das mit Recht. Sie sahen ein, daß sehr viel auf die Erziehung des Menschen ankomme, und daß gut eingerichtete Lehranstalten unter die wohlthätigsten Anstalten auf Erden gehören.

Dieser Einsicht gemäß, suchten sie ihre Schulen so gut als möglich einzurichten, und trugen, jeder nach seinen Kräften, beträchtliche Summen dazu bey. Das alte Schulgebäude, das den Umsturz drohte, und sehr finster aussah, wurde

umgerissen, und an dessen Statt ein neues gebaut, das geräumig, licht, trocken und reinlich war. Die Besoldung der Lehrer erhöhten sie, und vermehrten die Anzahl derselben. Auch führten sie zweckmäßige Lehr- und Lesebücher ein, kauften für die Schuljugend ein kleines Naturalien-Cabinet und eine Sammlung der nothwendigsten physikalischen Instrumente.

Dafür hatten die Nelkenthäler die große Freude, daß ihre Kinder ihren Verstand gut ausbildeten, in guten Sitten merkliche Fortschritte machten, und sich dadurch vor allen Kindern der ganzen Gegend vortheilhaft auszeichneten.

Die Schuljugend zu Nelkenthal hatte des Jahrs mehrere Feste, die dem Geiste derselben Erhohlung und Aufheiterung verschafften. Da bey diesen Festen auch geschmaust wurde, so waren sie mit Kosten verbunden. Um diese zu bestreiten, überließ die Gemeinde der Schule einen Acker, der auf Kosten der ersten besät, das darauf Geerntete aber verkauft und das dafür gelöste Geld der Schul-Casse geschenkt wurde, woraus die Ausgaben bey den Festen bestritten wurden.

Eines Jahres stand auf diesem Acker herrliches Getreide. Dem Rector der Schule fiel es ein, ein neues Fest zu veranstalten, und mit

sämmtlicher Schuljugend feyerlich ins Feld zu ziehen, sie bey der Ernte selbst Hand anlegen zu lassen, und sie bey dieser Gelegenheit auf die großen Vortheile des Feldbaues aufmerksam zu machen.

Der Rector theilte sein Vorhaben den andern Lehrern und den Vorstehern der Schule mit; alle billigten es, und die Feyer eines Erntefestes wurde einstimmig beschlossen.

Das Getreide war reif. Man fing an, zu schneiden und zu mähen. Ein schöner Sommertag wurde zu dem gedachten Feste bestimmt.

Welche Freude erhob sich unter den Schulkindern, als ihre Lehrer ihnen eines Nachmittags ankündigten, daß am morgenden Tage sich alle früh fünf Uhr in der Schule versammeln sollten, worauf man auf den Schulacker marschieren und dort ein frohes Fest feyern wolle!

Alle wurden laut, alle klatschten in die Hände und jubelten. Es entstand ein freudiger Tumult, der beynahe in Wildheit ausgeartet wäre, wenn die Lehrer nicht ernstlich zur Mäßigung der Freude ermahnt hätten.

Einige reiche Einwohner der Stadt kamen zu dem Rector, und bathen es sich aus, die Schuljugend am morgenden Feste tractiren zu dürfen, wofür ihnen jener im Nahmen der Schüler herzlich dankte.

Die Schule hatte drey Fahnen und zwey Trommeln, welche bey festlichen Aufzügen gebraucht wurden. Am Tage des Erntefestes wurden sie auch herbey gehohlt. Schüler und Schülerinnen fanden sich zur festgesetzten Stunde in dem Schulgebäude ein. Einige waren mit Sicheln, ein Paar der Größten mit Sensen, und mehrere Mädchen mit Strohbändern versehen. Viele Einwohner liefen herbey, um den Zug der Kinder mitanzusehen.

Eine von den Schülerinnen stellte die Göttinn des Ackerbaues, Ceres, vor. Ihr Haupt war mit einem Kranze von Weitzenähren umwunden, und in der einen Hand trug sie eine brennende Fackel, in der andern einige Mohnköpfe. So hatten die Alten die Göttinn Ceres gewöhnlich abgebildet.

Die Fahnen flatterten; die Trommel ward gerührt; die Göttinn Ceres, von Priesterinnen umgeben, trat aus dem Schulgebäude; der Zug begann.

Begleitet von mehrern hundert Einwohnern langte die frohe Schuljugend unter dem Getöne der Trommeln an dem Schulacker an. Hier war ein kleiner Tempel erbaut worden.

Neben dem Tempel stand eine einfache Laube aus Reisern, in welcher sich ein Chor Musikanten befand. — Die Trommeln schwiegen; bla-

sende Instrumente ließen sich hören. Die besten Sänger und Sängerinnen stimmten jetzt folgenden Vers aus einem schönen Liede des berühmten deutschen Dichters Schiller an:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren;
Flechtet auch blaue Cyanen *) hinein;
Freude soll jedes Auge verklären;
Denn die Königinn ziehet ein,
Die Bezähmerinn wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Einige weißgekleidete Mädchen traten aus dem Tempel; sie wanden Kränze aus Aehren und Kornblumen, umgaben die Göttinn Ceres, umflochten ihr Haupt mit den Kränzen, führten sie in den Tempel, in welchem ein Altar stand, auf dem geopfert wurde, und sangen lobpreisende Lieder.

Als das Opfer, das der Ceres gebracht wurde, zu Ende war, kamen alle aus dem Tempel heraus, und schlossen einen Kreis um ihre Lehrer. Der Rector hielt eine kurze Rede, in welcher er auf die Vortheile des Landbaus aufmerksam machte, und ihren Blick am Ende auf die fruchtreichen Aecker lenkte, die vor ihnen lagen. Rührend war seine herzliche Aufforderung, an den zu denken, der die Welt mit Freude

*) Cyanen, Kornblumen.

erfüllt, und in die Natur die Kräfte gelegt hat, welche Früchte hervorbringen, deren Nutzen wir täglich empfinden.

Gestimmt zum frohen Danke gegen den himmlischen Geber alles Guten, sang die Schuljugend das Lied der guten Caroline Rudolphi:

Seht, wieder ist sie offen,
Des großen Vaters Hand!
Er sahe unser Hoffen,
Den Blick ihm zugewandt.
Wir gehn nun hin, und schwingen
Den Arm voll Muth und Kraft,
Den Segen heim zu bringen,
Der neues Leben schafft.

Mit Vater-Wohlgefallen
Sah er den Samen streun,
Ließ unsre Saaten wallen,
Und gab uns Sonnenschein;
Auch gab er milden Regen
Aus dunkler Wolken Nacht,
Und wandelte zum Segen,
Was sonst uns zittern macht.

Hier stehen unsre Halme,
Und neigen schwer das Haupt;
Und wir, wir singen Psalme
Ihm, der es nicht erlaubt'
Dem Hagel und den Wettern,
Uns unsre Hoffnungen
Zu trüben, zu zerschmettern,
Ihm, dem Allgütigen.

Hört unsre Sensen klingen,
Ihr Städter, hört den Klang,
Wenn wir dem Höchsten singen
Aus heißem Herzensdrang!
Lobsingt ihm mit uns allen
Aus sorgenfreyer Brust!
Laßt Stadt und Land erschallen
Von frommer Ernte Lust!

Der Gesang kam aus dem Herzen und drang in Herzen. Die Zuschauer waren alle gerührt und zum Danke gegen Gott gestimmt. Einige Männer fingen nun an, das Getreide auf dem Schulacker zu schneiden; die größten von den Schülern versuchten es auch; die übrigen blieben nicht müßig. Sie halfen beym Binden der Garben, lasen Aehren auf und jubelten. Wer nur einiges Gefühl für reine Freude, jugendliche Munterkeit, Emsigkeit und Unbefangenheit hatte, mußte bey dem Anblick der jungen Schnitter erheitert werden.

Der Mittag rückte heran; die Arbeit war schon eilf Uhr vollendet.

Man schlug ein großes Zelt auf, und setzte Tische hinein. Mehrere Feuer flatterten; man sott und briet an denselben. Die zwey Prediger der Stadt waren schon vor einer Stunde angekommen, und hatten sich innig über die fröhliche Thätigkeit der Jugend gefreut. Jetzt

erschienen auch die Schulvorsteher, und mehrere angesehene Einwohner von Nelkenthal.

Es wurde in die Trompete gestoßen. Das war das Zeichen, daß man zu Tische erscheinen sollte. Alles strömte herbey. Die Plätze wurden vertheilt; der Schmaus ging an.

Bescheidne Fröhlichkeit herrschte unter den Schülern und Schülerinnen. Muntre Erzählungen und unschuldige Scherze würzten das Mahl.

Es wurde Wein aufgetragen. Jeder von den jungen Gästen bekam ein Glas voll. Der Rector stand auf, hob sein Glas, und sagte die Worte: Es leben die Bauer des Landes, deren Fleiß die übrigen Stände ernährt, hoch!

Hoch! rief durch die ganze Tischgesellschaft, und die Musikanten stießen in die Trompete.

Jetzt wurde ein Lied ausgetheilt. Man hatte einen Flügel herausgeschafft. Einer der Lehrer trat an denselben; schlug den Ton an, und die Gäste sangen mit froher Seele:

Kein Klang von allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in goldner Pracht
Rauscht Halm an Halm gewiegt.
O wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuern voll,
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt; es zirpt in seinen Ton
Die Grill ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Stahles Schnitt.

Gemetzelt liegt die ganze Schaar
Der Halme, lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar und Paar
In Wellen rings umher.

Da steht der Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal.
Nun hüpft die schlanke Bäuerinn
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich,
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und immer keine Rast!

Und huj! kommt nun im vollen Lauf
Der Wagen angerollt;
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! gehts fort im raschen Trab,
Getümmel hinter drein,
Den Stoppelvollen Berg hinab
Zum Scheuernthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bey;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sey.

Des Ackermannes sauern Schweiß
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt, und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Mit der frohsten Herzlichkeit wurde dieses Lied gesungen. Wer hat diesen schönen Gesang gedichtet? fragte der Stadtrichter von Nelkenthal.

Overbeck, Senator in Lübeck, und einer der ersten Liederdichter der Jugend, antwortete der Rector.

Der ehrwürdige Stadtrichter hob das Glas, und sprach: Es ist gut, wenn sich die Jugend zuweilen derer erinnert, die für ihr Vergnügen und ihre Belehrung sorgen. Sonst war sie nicht so gut bedacht, als jetzt. Wie viele Schriftsteller arbeiten in unsern Tagen für ihre Unterhaltung und Veredlung! Dankbar müsse sie dieß erkennen! Wir wollen anstoßen, und zwar auf die Gesundheit des Dichters, von dem

das schöne Erntelied rührt. Der Dichter Overbeck, in Lübeck, lebe hoch!

Hoch! ertönte es noch Ein Mahl unter dem Zelte; die Gläser klangen; die Trompeten schmetterten.

Wenn die deutsche Jugend, sprach der Rector, in Kenntnissen keine große Fortschritte macht, so ist niemand anders Schuld daran als sie selbst; denn die Jugend keiner Nation hat so viele Mittel in Händen, sich auszubilden als die Deutsche; keine zählt so viele trefliche Jugendfreunde; keine hat eine so große Menge nützlicher und angenehmer Bildungsbücher als sie. Dieß sollte sie oft erwägen, und diejenigen dankbar preisen, die zu ihrer Veredlung so vieles beytragen.

Der Rector trank nun die Gesundheit aller deutschen Jugendfreunde, besonders derjenigen, die durch ihre Schriften sich um das Beste der Jugend verdient gemacht haben. — Schüler und Schülerinnen stimmten von Herzen mit ein, und das Erntefest war auch ein Fest der Dankbarkeit.

Als der Schmaus beynahe zu Ende war, bath sich einer der Lehrer auf einige Minuten Stille aus. — Alles schwieg, und wartete begierig auf den Vortrag des Lehrers. Lieben Kinder, sagte er, wir sitzen hier so vertraulich

und froh; nichts trübt unsre Lust; die Gegenwart gewährt uns Freuden mancher Art, und der Blick in die Zukunft ist zwar dunkel aber nicht Gefahren drohend. So glücklich sind wir; aber nicht alle Menschen können dieß von sich sagen. Wie mancher seufzt im Elend, und sieht mit Furcht einer traurigen Zukunft entgegen. Pflicht der Glücklichen und Fröhlichen ist es, in ihren guten Tagen auch an diejenigen ihrer Mitbrüder zu denken, die mit Erdennoth kämpfen. Unter diese gehört ein rechtschaffener Landmann in dem nahen Dorfe Hagenstedt. Vater von sechs Kindern, von denen zwey schon lange krank liegen, arbeitet er vom frühen Morgen bis in die Nacht, ohne jedoch im Stande zu seyn, so viel zu erwerben, als die Ernährung seiner Familie erfordert. Vier Aecker, auf denen das schönste Getreide stand, waren diesen Sommer seine einzige Hoffnung. Aber das letzte Hagelwetter, das unsre Felder verschonte, zerschmetterte den Rocken und Weitzen des armen Mannes, und all' sein Trost und seine Hoffnung ist dahin. Lieben Kinder, ich kann erwarten, daß euch die Noth dieses guten Mannes zu Herzen geht. Ich weiß, die mehresten von Euch haben einiges Geld in der Sparbüchse. Hier ist ein Bogen Papier und Bleystift. Wer etwas zur Unterstützung des Armen beytragen

will, schreibe seinen Nahmen hin, bemerke dabey, wie viel er zu geben gedenkt, und bringe nur das Geld morgen in die Schule. Die Summe, die auf diese Weise zusammenkommt, werde ich dem Leidenden zustellen. Wie groß wird seine Freude, wie herzlich sein Dank seyn!

Das Papier ging herum. Jeder Schüler, jede Schülerinn unterzeichnete. Manche trugen ziemlich viel bey. Auch die Lehrer, Prediger, Schulvorsteher und die übrigen Anwesenden unterschrieben. Ihre Beyträge waren ansehnlich, und es kam eine hübsche Summe zusammen. Der Lehrer dankte vorläufig dafür im Namen des armen Landmannes.

Der Nachmittag verging unter frohen Spielen. Um sechs Uhr wurde durch die Trommeln das Zeichen zum Rückmarsch gegeben. Alle stellten sich in Ordnung. Fahnen und Trommeln wurden mit Kränzen und Aehren behangen; jeder Schüler trug einige Aehren; die Göttinn Ceres mit ihrem geschmückten Haupte, einer brennenden Fackel und einigen Mohnköpfen eröffnete den Zug.

Bey dem Stadtthore hielt der Zug still. Die Musikanten bliesen, und die Schuljugend sang:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königinn ziehet ein,
Die uns die süße Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Bey dem Schulgebäude gingen die Schüler und Schülerinnen vergnügt aus einander. Wohlthätig wirkte das Fest auf ihr Herz.

Dankbarkeit.

Ehrenfried Klinger, ein Knabe von zehn Jahren, hatte einen so großen Fehler begangen, daß sein Lehrer sich genöthigt sah, ihn hart zu bestrafen. Von dieser Zeit an war Ehrenfried sehr still und zurückgezogen. Wenn er mit dem Lehrer — Herrn Rothe — sprach, betrug er sich schüchtern, und wagte es kaum, ihm ins Gesicht zu sehen.

Nach einigen Jahren verließ Ehrenfried Klinger die Schule. Als er von Herrn Rothe Abschied nahm, schüttelte ihm dieser die Hand, und sagte: "Sey immer recht glücklich, mein lieber Ehrenfried! ich wünsche dir dieß von Herzen. Du hast dich in den letzten Jahren gut aufgeführt! Aber deine Zurückhaltung gegen mich ist mir oft aufgefallen. Ich habe dich einmahl hart bestrafen müssen. Allein konnte ich anders? Ich mußte als rechtschaffener Mann handeln. Du weißt nicht, wie schwer es mir gefallen ist.

Ehrenfried fing an zu weinen. Lieber Lehrer, sagte er, indem er ihm die Hand küßte;

o ich weiß, daß sie es gut mit mir meinten. Ich werde es nie vergessen. Haben Sie für alles, alles, was Sie an mir thaten, herzlichen Dank.

Dem Lehrer traten die Thränen ins Auge; er drückte den gerührten Schüler an seine Brust, und gab ihm seinen Segen. Weinend schieden sie.

Nach funfzehn Jahren erfuhr Herr Rothe, daß sein ehemaliger Schüler Ehrenfried in einer entfernten Gegend ein ansehnliches Amt erhalten, und ein sehr reiches Frauenzimmer geheirathet habe. Einige Jahre darauf vernahm er die Nachricht, Ehrenfried Klinger sey der Liebling eines allgemein geliebten Fürsten, und ein Segen für das Land, in welchem er lebte.

Unbeschreiblich groß war die Freude, die der rechtschaffene Lehrer darüber empfand. Auf diesen Schüler, sagte er, kann ich stolz seyn; der macht mir Ehre. Ich glaube wohl, daß er mich längst vergessen hat; denn wenn man einmahl am Hofe lebt, und alle Tage von Fürsten und andern großen Herren und Damen umgeben wird, da vergißt man gewöhnlich nichts leichter als seine ehemaligen Lehrer, besonders wenn sie strenge waren. Aber ich freue mich doch, daß er mein Schüler war.

In seinem vier und sechzigsten Jahre verfiel der rechtschaffene Lehrer in eine Krankheit,

die sehr gefährlich war. Man zweifelte an seiner Wiedergenesung. Indeß erhohlte er sich, allein er blieb so schwach, daß er nicht mehr unterrichten konnte, und deßhalb sein Amt niederlegen mußte.

Da Herr Rothe nicht reich war, so mußte er sehr sparsam leben, um auszukommen. "Lieber Himmel, sagte er zuweilen, in mißmuthigen Stunden, da habe ich mein ganzes Leben hindurch mich geplagt, und nun habe ich in meinen alten Tagen nicht einmahl so viel, daß ich etwas bequemer leben könnte. Ach, so geht es den Jugendlehrern gewöhnlich; sie arbeiten für andere, und ernten dafür oft Undank. — Doch ich will nicht klagen. Ich habe immer meine Pflichten erfüllt; das gereicht mir zum Troste. — Hab' ich doch auch manche Freude an meinen Schülern erlebt! Wenn ich an Ehrenfried Klinger denke — zwar auch der hat mich vergessen — aber er macht mir doch Ehre."

Bey diesem Gedanken erheiterte sich allemahl die Seele des alten Mannes. — Einmahl hatte er auch so gesprochen, als der Briefbothe in seine Stube trat. — Das ist ja was Seltenes! rief ihm Rothe entgegen. Ihr seyd schon lange nicht in meiner Stube gewesen. Nun, was bringt ihr mir?

Der Briefbothe zeigte ihm einen Brief.

Von wem mag der seyn? sprach Rothe; zeigt her. — Er besah die Aufschrift; aber er erkannte nicht die Hand. — Etwas zitternd vor Alter, brach er ihn auf, und sah nach der Unterschrift. — Gott! was seh ich! rief er freudig; "Ihr dankbarer Schüler, Ehrenfried v. Klinger, geheimer Rath."

Der Brief fiel dem erfreuten Lehrer fast aus den Händen. Nein, rief er, ich habe ihm unrecht gethan; er hat mich nicht vergessen! er ist dankbar! er denkt noch an mich!

Rothe fing an zu lesen; Freudenthränen glänzten in seinem Auge. "Mein unvergeßli"cher Lehrer!" schrieb Klinger unter andern, "wie oft habe ich an Sie gedacht, wie oft "Ihnen für den Unterricht gedankt, den Sie "mir einst ertheilten. Sie haben viel zur Bes"serung meines Herzens beygetragen, und sind "dadurch der Urheber meines Glückes auf Er"den geworden. Könnte ich Sie noch Ein "Mahl in diesem Leben sehen; ich würde dieß "unter die frohsten Vorfälle meines Lebens rech"nen. — Erlauben Sie, daß ich mir das Ver"gnügen mache, dem Brief eine Kleinigkeit "beyzufügen, die ich als einen kleinen Beweis "meiner Erkenntlichkeit anzusehen bitte."

Rothe sah bey dieser Stelle des Briefs den Bothen an. Dieser lächelte. Hier ist das,

sprach er, was zum Briefe gehört, und überreichte ihm eine kleine Rolle.

Der gerührte alte Mann öffnete die Rolle, und fand darin 150 Kremnitzer Ducaten. — Gott! sagte er, gen Himmel blickend, du schenkst mir in meinem Alter noch eine große, große Freude! O was ist für einen Lehrer rührender, als die Dankbarkeit eines wohlgerathenen Schülers! —

Durch die Summe, die der redliche Rothe von Klinger erhalten hatte, wurde er in den Stand gesetzt, seine alten Tage sorgenfreyer und bequemer zu verleben. — Nach drey Jahren hielt eines Tages eine Kutsche mit vier Fuchsen vor dem Hause, in welchem er wohnte. Ein vornehmer Mann stieg mit einer Dame und drey Kindern heraus, und trat bald in Rothens Stube.

Mein würdiger Lehrer! sprach der Fremde, reichte Rothen die Hand, und schüttelte sie treuherzig. Sie werden mich nicht mehr kennen; ich bin Ihr ehemaliger Schüler Klinger.

Gott! rief Rothe, mein dankbarer, trefflicher Schüler? der geheime Rath v. Klinger? O Dank sey dem Himmel, daß ich Sie auf dieser Welt noch sehe!

Sieh, liebe Luise, sagte Klinger zu seiner Frau, seht meine guten Kinder, das ist der

Mann, von dem ich euch schon oft erzählt habe; dem mein Verstand und mein Herz so viel zu verdanken hat!

Alle sagten dem höchst erfreuten Rothe viel Schönes. Nachdem sie sich einige Stunden bey ihm aufgehalten hatten: schieden sie von ihm mit dankbarem Herzen.

Der Vorfall wurde in der ganzen Gegend bekannt, und jedermann pries das dankbare Herz des geheimen Rath Klinger.

Ein halbes Jahr darauf starb Rothe. Sein dankbarer Schüler ließ ihm einen schönen Grabstein setzen, mit der Inschrift:

Hier ruht

Joseph Rothe.

Er war ein redlicher Lehrer.

Die goldne Dose.

Folgende Begebenheit soll sich in Paris zugetragen haben.

Es gab eine Zeit in Frankreich, wo sich eine Gesellschaft von schlauen Dieben bildete, die man Einschläferer nannte. Sie trugen Dosen mit Schnupftoback bey sich, welchen sie mit einem einschläfernden Pulver vermischten. Sahen sie auf der Straße, oder in öffentlichen Gärten jemanden, von dem sie glaubten, daß er Geld oder Sachen von Werth bey sich habe, so näherten sie sich ihm, ließen sich in ein Gespräch mit ihm ein, und bothen ihm eine Prise. Nahm er sie an, so spürte er bald eine große Schläfrigkeit und Ermattung. Die Gauner führten ihn dann an einen abgelegenen Ort, wo er in einen tiefen Schlummer fiel, und sie auf diese Weise in den Stand setzte, ihn rein auszuplündern.

Ein reicher Mann in Paris spazierte eines Tages herum. Auf Ein Mahl tritt ein Fremder zu ihm, grüßt ihn sehr höflich, und sagt,

daß er ihn schon seit einigen Jahren kenne; er habe ihn in Italien gesehen und gesprochen.

Der Spazierende konnte sich darauf nicht besinnen. Das allzuhöfliche Benehmen des Fremden war ihm auffallend, und machte ihn mißtrauisch gegen denselben.

Nachdem sie eine Strecke mit einander gegangen waren, zog der Unbekannte eine Dose aus der Tasche, und both dem Spazierenden eine Prise an.

Dieser versicherte, er schnupfe nicht. Der Fremde steckte die Dose wieder ein, und empfahl sich bald darauf.

Nach einigen Minuten erschien er indeß wieder, ließ sich abermahls mit dem Spazierenden in ein Gespräch ein, und both ihm von neuem eine Prise an.

Ich danke Ihnen, mein Herr! sprach dieser; daß ich nicht schnupfe, habe ich Ihnen schon gesagt.

Der Fremde empfiehlt sich, und der Spazierende besucht noch in dieser Stunde seine Freundinn, der er den Verfall mit dem Unbekannten erzählt.

Ich bin überzeugt, sprach er, daß der Mann ein Einschläferer war; denn zwey Mahl both er mir die Dose an. Ich habe mich aber in Acht genommen, daraus etwas zu nehmen.

Er glaubte meiner Versicherung, daß ich nicht schnupfe. Hätte der Gauner gewußt, daß dieß erdichtet sey, und daß ich mir erst heute noch eine goldene Dose gekauft habe, wer weiß, was er gegen mich unternommen hätte.

Bey diesen Worten fuhr er mit der Hand in die Tasche, um die Dose herauszuhohlen, und sie der Freundinn zu zeigen. Aber die goldne Dose war weg. An ihrer statt fand er einen Zettel, auf welchem die Worte standen: Mein Herr, da Sie keinen Toback schnupfen, so haben Sie auch keine Dose nöthig.

Die silbernen Leuchter.

Von dem berüchtigten französischen Diebe Cartouche erzählt man folgende Anecdote.

Cartouche kam eines Abends, als ein vornehmer Mann gekleidet, in einen Kaufmannsladen, wo bereits in mehrern silbernen Leuchtern Lichter brannten.

Der Ladendiener empfing ihn sehr höflich, weil er ihn, seinem Anzuge nach, für eine vornehme Person hielt.

Cartouche fragt nach Waaren, die bereits aus der Mode gekommen, und in entfernten Winkeln des Gewölbes verlegt waren.

Der Kaufmannsdiener nimmt sogleich eine Leiter, legt sie an, und sucht in einem obern Fache die verlangten Waaren.

Unterdeß fängt Cartouche verschiedenes zu erzählen an. Haben Sie denn, sprach er, schon von dem neusten Streiche des schlauen Cartouche gehört?

Nein, antwortete der Diener, was hat der verschmitzte Gauner wieder ausgeführt?

Einen poßierlichen Streich, versetzte Car-

touche, den ich Ihnen kurz erzählen kann. Cartouche kommt in ein Kaufmannsgewölbe. Schon war es spät Abends — gerade um die jetzige Zeit. Er erblickt zwey silberne Leuchter, die gerade so gestellt waren, wie die hier (er zeigte auf die vor ihm stehenden Leuchter.) Auf diese macht er sogleich Jagd. Er fragt nach Waaren, die man nicht gleich bey der Hand hat. Der Ladendiener muß sie erst in einem Winkel, gerade wie Sie, aufsuchen. Während der Diener auf der Leiter steht, nimmt Cartouche die silbernen Leuchter — sehen Sie, gerade so wie ich es mache, bläst sie aus, und läuft davon.

Bey diesen Worten bläst er die Lichter aus, und springt eilig aus dem Laden.

Der Ladendiener ist bestürzt, er weiß nicht, was er dazu denken soll, und da er den Betrug des Gauners merkt, war es bereits zu spät, ihm nachzusetzen. Cartouche kam mit den Leuchtern glücklich in Sicherheit.

Die Balgerey.

Ein wohlhabender Mann, der spazieren ging, traf auf seinem Gange zwey Handwerksbursche, die ihn anredeten, und um einen Zehrpfennig bathen.

Der Mann zog seinen Beutel hervor, und gab ihnen einige Groschen.

Der eine von den Handwerksburschen sah das Geld an, fing an zu brummen, und erklärte laut, daß dieß zu wenig sey.

Der Spazierende wunderte sich nicht wenig über die Unverschämtheit des jungen Menschen, welcher in seinen Schmähungen immer weiter ging.

Du bist ein schlechter Kerl! sagte sein Camerad zu ihm; es ist ja niemand gezwungen, uns eine Gabe zu reichen; thut dieß einer, so müssen wir ihm dafür danken, nicht aber, so wie du, mit dem unzufrieden seyn, was wir von ihm erhalten haben.

Diese Worte halfen indeß nichts. Der unverschämte Bursche fuhr fort, anzügliche Reden zu führen. Nun wurde sein Camerad böse auf

ihn, schalt ihn einen groben Flegel, und tadelte mit bittern Worten seine Ungeschliffenheit.

Darüber ergrimmte der andere. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, und verwandelte sich endlich in eine ernstliche Balgerey.

Der Spazierende wollte die erbitterten Gemüther besänftigen; es gelang ihm jedoch nicht. Der eine von den Burschen, der die Unbescheidenheit seines Gefährten getadelt hatte, sprang zu dem wohlhabenden Manne, und bath ihn um seinen Rohrstock, damit er seinen Gegner für seine Grobheiten züchtigen könnte.

Als er den Stock, der mit einem goldenen Knopfe versehen war, in Händen hatte, schlug er auf seinen Cameraden los. Dieser lief, so schnell er konnte, davon. Jener setzte ihm nach. Beyde verschwanden dem Manne, dem der Stock gehörte, bald aus den Augen. Er wartete lange bis der eine zurückkehren und ihm den Stock wiederbringen würde. Allein er harrte vergebens. Es kam keiner wieder, und er sah nun wohl ein, daß der Zank und die Balgerey der zwey jungen Gauner nichts anders als Verstellung gewesen sey, durch deren Hülfe sie ihn um seinen mit Gold beschlagenen Rohrstock betrügen wollten.

Weiblicher Muth.

Folgende Begebenheit wird als wahr erzählt.

Eine reiche Dame kam von einem Balle nach Hause. Sie war köstlich gekleidet. Ihr Halsgeschmeide, ihr Kopfputz und Anzug, mit Juwelen besetzt, waren von hohem Werthe.

Es war tiefe Nacht, als die Dame in ihrem Zimmer ankam, und sich von ihrem Kammermädchen entkleiden ließ. Noch war sie nicht ganz ausgezogen, als sie zufälliger Weise in den Spiegel sah, und in demselben hinter ihrem Rücken in einem Winkel der Stube einen Kerl mit Waffen erblickte, der hinter einem Schranke hervorguckte.

Die Dame zweifelte keinen Augenblick, daß jener Kerl ein Räuber sey, der sie plündern und vorzüglich auf ihre kostbaren Kleider Jagd machen wolle. Zu entfliehen war nicht möglich.

Die Dame erschrak auf einen Augenblick, faßte sich aber gleich wieder, und beschloß, etwas zu wagen, was freylich mit vielen Gefahren verbunden war, nach ihrer Meinung aber sie allein retten konnte.

Laß mich nun allein, sprach die Dame zu

ihrem Kammermädchen; ich werde mich selbst vollends auskleiden; gehe in deine Kammer, und lege dich nieder.

Das Mädchen verließ sogleich seine Frau, und begab sich in die Seitenkammer, wo es sich zu Bette legte.

Die Dame legte ihre Kleidungsstücke auf einen Tisch, der nicht weit von ihrem Bette stand, und begab sich zur Ruhe.

Es versteht sich, daß bey ihr an kein Schlafen zu denken war, ob sie gleich so that, als liege sie in festem Schlummer.

Der Dieb, welcher das letzte glaubte, kroch nun hinter dem Schranke hervor. Er hatte eine Blendlaterne bey sich, mit welcher er sich dem Bette näherte. In der rechten Hand hielt er ein langes scharfes Messer.

So bewaffnet, kam er am Bette der Dame an, und sah nach, ob sie schlafe. Da sie sich schlafend stellte: so wurde er leicht getäuscht.

Das ist dein Glück, daß du schläfst! murmelte er, raffte die köstlichen Kleider zusammen, und verließ nun das Zimmer.

In diesem Augenblick sprang die bestohlne Dame aus ihrem Bette, schnappte das Schloß an ihrer Stubenthüre ab, verriegelte sie noch nebenbey, öffnete die Fenster, und schrie, so laut sie konnte, um Hülfe.

Die Nachbaren und alle Leute im Hause erwachten. Der Dieb wußte nicht, woran er war. Die Hausleute entdeckten ihn, umzingelten denselben, und nahmen ihn gefangen.— Jedermann, der von der Geschichte hörte, bewunderte die Geistesgegenwart und Entschlossenheit der Dame.

Dieberenen in London.

In großen Städten ist die Kunst, recht schlau zu stehlen, einheimisch; in keiner jedoch so sehr als in London, wo es der verschmitzten Diebe, die zum Theil große Gesellschaften bilden, viele Tausende gibt.

Auf Bällen, in Schauspielhäusern und bey öffentlichen Festen kann man seine Taschen nicht genug hüten; die Unverschämtheit der Londner Diebe geht sogar so weit, daß sie bey manchen Gelegenheiten, wo reiche Herren und Damen in Menge versammelt sind, das Gedränge benutzen, und am lichten Tage, vor den Augen vieler Menschen, den Damen und Herren ihre Juwelen von den Kleidern reißen, und damit fortlaufen.

Doch das ist noch nicht genug. Viele Gauner in London haben sogar die Verwegenheit, wohlgekleidete Kinder auf der Straße aufzufangen, sie in ein Haus zu schleppen, und dort ihrer Kleider zu berauben.

Alle Tage hört man in dieser ungeheuern Stadt, die wenigstens eine Million und zwey Mahl hundert tausend Einwohner zählt, von Diebstählen, die mit unter mit der feinsten Schlauheit begangen werden.

Eines Tages besuchte eine ältliche Frau in London eine Freundinn, die in einer etwas entfernten Straße wohnte. In ihrem Hause, das sie noch überdieß zuschloß, ließ sie eine Magd zurück, die darauf sehen sollte, daß kein Schade geschehe.

Kaum war die Frau eine Stunde abwesend, als sehr stark an ihr Haus gepocht wird. Die Magd geht ans Fenster, und erblickt vor der Thüre einen noch ziemlich jungen Mann, der sie dringend bittet, ihm aufzuschließen, weil er ihr wichtige Nachrichten über ihre Frau zu melden habe.

Die Magd öffnet sogleich das Haus; der Mann tritt herein, und erzählt in einem hastigen und etwas wehmüthigen Tone, daß er von der Freundinn, bey der sich die Frau des Hauses zum Besuch befände, abgeschickt worden sey, um

ihr, der Magd, die traurige Nachricht zu melden, daß ihre Frau in der Wohnung der Freundinn plötzlich übel geworden, in Ohnmacht gefallen, und dem Tode nahe sey. Sie sollte daher so schnell als möglich das Haus verlassen, und zu ihrer sterbenden Frau eilen.

Die Magd ist vor Bestürzung außer sich, denn sie hing mit aller Ergebenheit an ihrer Frau.

Hastig warf sie ein anderes Kleid um, und wollte in die Wohnung der Freundinn von ihrer Gebietherinn eilen. Da sie das Haus nicht allein lassen wollte, so bath sie den Bothen, doch so lange in demselben zu verweilen, bis sie wiederkäme.

Der Mann war dazu gleich bereit. Voll Angst lief nun die treue Magd ihrer Frau zu Hülfe. Fast athemlos erreicht sie das Haus; aber wie stark ist ihre Verwunderung, als sie hier ihre Frau in dem Zirkel mehrerer Freundinnen ganz gesund und vergnügt erblicket. Sie erzählt den Vorfall, und alle stimmen in der Vermuthung überein, daß jener Mann ein Betrüger sey, und eine Lüge erdacht habe, um in das Haus dieser Frau zu kommen.

Man irrte sich nicht; denn als Frau und Magd in ihr Haus zurückkamen, fanden sie niemanden mehr da, und dabey sämmtliche

Schränke ausgeleert. Der Betrüger hatte alles mitgenommen, was nur von einigem Werthe war.

Die Prediger in London tragen gewöhnlich feine Kastorhüte, die theuer bezahlt werden. Einst trat ein Prediger daselbst auf die Kanzel, und legte seinen Kastorhut neben sich hin. Auf Ein Mahl kommt ein unverschämter dreister Dieb ihm auf die Kanzel nach, nimmt nicht nur seinen Hut, sondern auch den langen Flor, der hinten an dem Chorrocke herabhing, und geht damit, im Angesicht der ganzen Gemeinde, durch einen Theil der Kirche, davon. Er war längst verschwunden, als man ihm nacheilte, um den kecken Gauner zu fangen.

Die Geschwister.

Dämmerung, die allmählich in nächtliche Finsterniß überging, lag über den Fluren verbreitet, als Franz Wellenthal, der Sohn eines Wechslers, das väterliche Haus verließ, und in ein Laubwäldchen wandelte, das in der Nähe der Stadt lag, in welcher er lebte.

Schmerzliche Gefühle durchkreuzten sich in seiner Brust, in der ein Herz voll Güte und Sanftmuth, aber auch voll Reitzbarkeit und Argwohn schlug. So sehr Franz Wellenthal die Menschen liebte: so sehr beleidigte er sie durch sein argwöhnisches, zurückgezogenes Wesen. Er war gut, aber sein äußeres Benehmen gab ihm den Schein eines hochmüthigen, bösartigen Knaben.

Franz bemerkte, daß man seinen innern Werth verkenne; dieß schmerzte ihn; anstatt das Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hatte, zu vernichten, floh er mißmuthig die Menschen, urtheilte oft strenge über ihre Thorheiten, erwies ihnen in Gesellschaft nicht die gehörige Ehrerbiethung, und machte sich dadurch um so verhaßter.

Gleichgültig und kalt übersah Franz die Spöttereyen, die man sich gegen ihn erlaubte; aber wenn er sich in seine Einsamkeit zurückzog, und still das Betragen der Menschen gegen ihn überlegte, da erhob sich oft ein Sturm in seinem Innern; ein bittrer Schmerz erfüllte seine Seele, und nur ein Strom von Thränen erleichterte die Last, die auf seinem empfindlichen Herzen lag.

Leicht hätte vielleicht Franz das kränkende Benehmen seiner Mitmenschen gegen ihn ertragen, wenn er nur nicht im väterlichen Hause selbst auf die empfindlichste Art beleidigt worden wäre. Seine Aeltern liebten ihn zwar sehr; aber oft waren sie gezwungen, ihm ihre Mißbilligung wegen seines äußerlichen, ungeschmeidigen Betragens zu erkennen zu geben. Dieß that ihm wehe. Aber noch mehr schmerzte ihn die Behandlung, die er sich von seiner Schwester Henriette, und einem Bruder Carl gefallen lassen mußte.

Statt daß Eintracht und Liebe die drey Geschwister hätte beleben sollen, verbitterte ihnen eine beständige Uneinigkeit und Abneigung gegen einander das Leben. Selten verging ein Tag, daß unter ihnen nicht ein Streit ausgebrochen wäre, und noch seltener blieb es bey bloßem Wortwechsel.

Franz nährte immerwährenden Argwohn

gegen Henriette und Carl; stets glaubte er sich von ihnen falsch und lieblos beurtheilt, und kam ihnen daher fast nie mit Zutrauen entgegen. Da beyde in ihrem äußerlichen Betragen viel mehr Einnehmendes hatten als Franz, so war es natürlich, daß sie in Gesellschaft mehr Glück machten als er. Diese Bemerkung erregte in ihm die unangenehmsten Gefühle. Man will nun einmahl ungerecht gegen mich seyn, sagte er oft; man will das Gute, das in mir liegt, nicht erkennen; man zieht meine Geschwister beständig vor, und sucht mich zu kränken. Und ich sollte dabey kalt bleiben? ich sollte nicht fühlen, daß alles dahin arbeitet, mich zu beleidigen?

Seine Thränen flossen; er warf sich in einem abgesonderten Winkel auf einen Stuhl, und überließ sich dem Grame, der sich nach und nach in seinem Herzen festgesetzt hatte.

Der unglückliche Franz! Seine Einbildungskraft mahlte ihm alles zu grell, zu abschreckend vor. Er fand da Beleidigungen, wo es darauf nicht abgesehen war; er stellte sich die Abneigung gegen ihn weit schlimmer vor, als sie wirklich war, und hielt auch diejenigen für seine Feinde, die es aufrichtig und gut mit ihm meinten. Auf diese Weise war er sich selbst der ärgste Plagegeist.

Henriette und Carl fanden sich durch Fran-

zens mißtrauisches Wesen und durch sein kaltes, sprödes Benehmen gegen sie, das aus einem Argwohne entsprang, empfindlich gekränkt, und ob sie gleich miteinander selbst gewöhnlich uneins waren, so vereinigten sie sich doch immer, wenn es darauf abgesehen war, Franzen für sein Mißtrauen zu bestrafen.

Nach und nach entwickelte sich unter den drey Geschwistern ein Haß, der ihr Herz entstellte, und ihnen die Achtung und Liebe aller Guten raubte. — Erbittert gegen einander, lebten sie nun die traurigsten Tage. Was halfen ihnen die Freuden, die sich ihnen auf dem Wege durchs Leben darbothen? Keines nahm an dem Vergnügen des andern warmen Antheil, und wo diese herzliche Theilnahme fehlt — da verliert auch die süßeste Freude viel von ihrer Stärke, und höret bald auf, Freude zu seyn.

Mit Betrübniß bemerkten die Aeltern das üble Verhältniß ihrer Kinder zu einander. Ihre Verweise wurden immer härter — aber sie wirkten nicht viel. Sanfte Vorstellungen halfen auch nichts. Mehrmahls suchte zwar Franz sich mit seinen Geschwistern auszusöhnen, und in Zukunft in Liebe und Friede mit ihnen zu leben. Allein Henriette und Carl trauten ihm nicht, und fuhren fort, gleichgültig und kalt gegen ihn zu thun. Auf diese Weise pflanzte sich die

Zwietracht unter ihnen von einem Tage, von einem Monate zum andern fort.

Es nahte der Geburtstag des Vaters. Dieß sollte der Tag seyn, an welchem die unfriedlichen Geschwister sich aussöhnen und einander für die Zukunft Liebe und Verträglichkeit versprechen wollten. Mit einer Vertraulichkeit, wie sie schon lange nicht unter ihnen statt gefunden hatte, verabredeten sie miteinander den Plan, wie sie den Vater an dem Feste am besten überraschen wollten.

Ungemein angenehm war dem Vater der einträchtige Sinn, den er bey seinen Kindern am Tage seiner Geburt bemerkte. Alle drey nahten sich ihm, bekränzten sein Haupt, und gaben ihm die Empfindungen ihres Herzens auf eine rührende Weise zu erkennen.

Doch der Engel des Friedens schwebte nicht lange über Henriette, Carl und Franz; der böse Geist des Argwohns und der Zwietracht stellte sich bald wieder ein, und zerstörte das gute Verständniß zwischen den drey Geschwistern.

Franz sprach mit dem Vater in dem Garten; Henriette und Carl standen nicht weit davon. Sie wiesen nach dem Orte hin, wo sich Franz befand, und lachten heimlich. Franz bemerkte dieß. Sein Argwohn erwachte. Ihr Lachen gilt niemanden anders als mir, dachte

er, und warf verächtliche Blicke nach Henrietten und Carln. Er wußte nicht, daß nicht er der Gegenstand ihres Lachens war, sondern daß zwey Sperlinge, die sich herum zausten, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie zum Lachen bewogen hatten.

Franz verließ den Vater, ging dicht neben seinen Geschwistern vorbey, und sah sie mit dem Blick eines ergrimmten Löwen an.

Was fehlt dem wieder? sagte Carl; er hat gewiß etwas Böses gegen uns im Sinne.

Der Trotzkopf, sprach Henriette, kann seine alte Tücke nicht lassen. Da geht er nun wie ein Brummbär —

O verächtliches Geschöpf! rief Franz, der die letzten Worte verstanden hatte, indem er sich umwandte, — das ist die Schwesterliebe, die du mir erzeigst! das ist der Ehrentitel, mit dem du mir sie zu erkennen gibst! häßlich! häßlich!

Bist du nicht ein närrischer Bruder! versetzte Henriette, über alles —

Bist du nicht eine närrische Schwester! rief Franz, blutroth im Gesichte, bist du nicht mehr als närrisch? bist du nicht nebenbey auch boßhaft? — Geht mir aus den Augen, ihr häßlichen Häuchler!

Henriette und Carl lachten. Das erbitterte Franzen noch mehr.

Laß ihn gehen, Schwester! sprach Carl, er ist und bleibt ein Murrkopf! Komm, wir wollen auf unsre Beete!

Franz blieb allein stehen. Carl und Henriette gingen davon, und tadelten das Betragen des Bruders auf eine lieblose Weise.

Das Mißverständniß, welches den hergestellten Frieden von neuem störte, wäre leicht zu heben gewesen, wenn Henriette oder Carl den Bruder ruhig und freundlich zu überzeugen gesucht hätte, daß nicht er, sondern ein Paar Sperlinge der Gegenstand ihres Lachens gewesen sey; Franz würde sich seines Argwohnes geschämt, und seine Geschwister vielleicht um Verzeihung gebethen haben. So aber bestärkten sie ihn durch ihr unfreundliches Benehmen in seinem Irrthume, und erbitterten ihn noch mehr durch die empfindlichen Reden, die sie sich erlaubten.

Gott! seufzte Franz, ich bin unglücklich! unglücklich, wie nicht leicht ein andrer Mensch auf der Welt! Da glaube ich, daß der Groll für immer aus dem Herzen meiner Geschwister gewichen sey, und freue mich ihrer Liebe und der Eintracht, die von nun an unter uns herrschen sollte. Ich Thor! in dem Augenblicke, in welchem ich dieß glaube und mich darüber freue, machen sich die Häuchler ins geheim lustig über mich!

Solche Gedanken und Empfindungen durchkreuzten sich in Franzens Seele. Voll Unmuth und Schmerz verließ er den Garten.

Des Nachmittags war eine kleine Gesellschaft junger und alter Freunde in Wellenthals Garten gebethen. Franz war einsylbig; Henriette und Carl hingegen trieben ihre Fröhlichkeit beynahe zu weit.

Sie wollen meiner spotten! dachte Franz, und wurde immer stummer und verdrießlicher.

Die kleinen Gäste suchten ihn zu erheitern, allein ihre Mühe war vergebens. Natürlich, daß sie sich mehr an die frohe Henriette und den lustigen Carl anschlossen. Mit diesen sprangen sie herum, und verloren sich bald im Hintergrunde des Gartens, wo verschiedene Spiele sie angenehm unterhielten.

Franz blieb mit seinem schmerzhaften Mißmuthe allein. Alles verläßt mich, seufzte er, und ich stehe auf Gottes Welt allein! O warum kann ich nicht sterben! warum kann ich nicht unter der Erde ruhen, und von dem Bösen nichts hören und sehen, das mir die Menschen jetzt anthun!

Es fing an zu dämmern, als die Gesellschaft auseinander ging. Franz verließ das Haus, um, wie er sagte, einen kleinen Spaziergang vor der Stadt zu machen.

Mit Gefühlen des größten Unmuths, begab er sich, wie gleich am Anfange der Erzählung bemerkt worden ist, in das nahe an der Stadt liegende Laubwäldchen, unter dem einen Arm eine Quitarre, die er fertig spielte.

Noch nie hatte sich Franz im Innern so übel befunden. Die ganze Welt schien sich gegen ihn verschworen zu haben. —

Er erreichte das Laubwäldchen. — Hier begegnete er einem Bekannten, der sich von jeher noch am freundlichsten gegen ihn benommen hatte. Roderich war sein Nahme. Franz ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sie wurden immer offener und zutraulicher. Jeder klagte dem andern seine Noth; denn auch Roderich litt. Nichts bringt Herzen so bald aneinander als Leiden. Roderich und Franz wurden noch in dieser Stunde die wärmsten Freunde.

Freund, sprach Franz, gern würde ich das Unrecht, das mir viele Menschen anthun, ertragen, wenn nur meine Geschwister aufrichtiger gegen mich gesinnt wären; aber die bringen mich am Ende ins Grab; ich vermag es kaum, ihr Benehmen gegen mich länger auszuhalten.

Er erzählte Roderichen alles, was an diesem Tage zwischen ihm und den Geschwistern vorgefallen sey; der Freund mißbilligte das Betragen Henriettens und Carls, tröstete Franzen

und linderte seinen Schmerz durch die ungeheuchelte Theilnahme an seinen Schicksalen.

Schon war die Dämmerung in nächtliche Finsterniß übergegangen, als Roderich Franzen fragte, ob er mit ihm nach der Stadt zurückkehren wollte. Ich finde, erwiederte Franz, in diesem Haine so viel Trost, daß ich noch ein Stündchen hier verweilen will. Ach, könnt' ich mein ganzes Leben in solcher Abgeschiedenheit von der Welt zubringen!

Roderich, der nicht länger ausbleiben durfte, umarmte Franzen, wünschte ihm eine ruhige Nacht, und schied von ihm mit dem Versprechen, ihn morgen zu besuchen.

Etwas ruhiger im Innern, wandelte Franz leisen Trittes in einem schönen Gange des Haines auf und ab. Die Freundschaft hatte ihn getröstet, die Freundschaft die Finsterniß in seinem Innern verscheucht, und das Licht süßer Hoffnung in seinem Herzen angezündet.

Am östlichen Himmel hob sich der Mond empor. Gleich einer glühend rothen Scheibe schien er in einem Feuermeere zu schwimmen. Franz labte sich an dem herrlichen Anblick. Die Feuerröthe verschwand, und freundlich lächelte der Begleiter der Erde, in Silberglanz gehüllt, auf unsern Planeten herab.

Franzens Seele erheiterte sich; seine schmerz-

lichen Gefühle verwandelten sich in eine süße Wehmuth; er blickte nach dem hellen blauen Himmel, und dem freundlich schimmernden Monde; sein Glaube an Gott wurde lebendig; und die Erde und das menschliche Leben erschien ihm in einer schönen Gestalt; er vergaß alles, was er bisher gelitten hatte; dachte nur an Gott und seinen Freund Roderich, und fühlte einen hohen Muth, der Zukunft getrost entgegen zu sehen.

Tiefe Stille lag in dem Haine. Kein Lüftchen regte sich. Franz nahm die Quitarre und sang in ihrer Begleitung mit Gefühl das bekannte Lied:

Nacht und Still' ist um mich her;
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt;
Tausend Sorgen eingewiegt,
Und so manchem Leidenden
Winkt ein Traum Elysien.

Jede marternde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wohl um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur!
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis an Grabes Rand:

O was wünsch' ich dann wohl mehr?
Rings blühn Freuden um mich her,
Und mit frohem, leichten Sinn
Blick' ich durch das Leben hin.

Franz, ermattet durch die innern Schmerzen, die den Tag über seine Brust durchwühlt hatten, setzte sich an einer alten Eiche nieder, und lehnte den Rücken an den Stamm derselben. Sanft eingewiegt von süßen Träumereyen, versank er in einen festen Schlaf. Der Boden, auf den er bald niedersank, war feucht; kühl und rauh die nächtliche Luft.

Die Aeltern warteten vergebens auf Franzens Zurückkunft. Sie konnten sich sein Ausbleiben nicht erklären. Nie war er von seinen Spaziergängen so spät zurückgekehrt.

Es war Mitternacht, und Franz noch immer nicht da. Die besorgte Mutter schickte zwey Bedienten aus, um ihn bey seinen Bekannten aufzusuchen, denn bey einem derselben vermuthete sie ihn.

Die Bedienten suchten in der ganzen Stadt herum, aber Franz war nirgends zu finden. Nur mit Mühe konnte der alte Wellenthal seine Frau bewegen, sich niederzulegen, und getrost den Morgen zu erwarten, wo der verlorne Sohn sich schon wieder finden würde.

Die geängstigte Mutter ging nun zwar zu Bette, schlief aber sehr unruhig. Fünf Uhr des Morgens stand sie auf, und schickte die Diener von neuem aus, Franzen zu suchen. Nach zwey Stunden kehrten sie zurück begleitet von Roderich, der den Aeltern erzählte, daß er gestern spät in der Nacht Franzen im Laubwäldchen zurückgelassen habe.

Mutter und Vater begaben sich sogleich selbst in den Hain. Hier fanden sie Franzen neben der Eiche in festem Schlafe, und an allen Gliedern durch die Kühle der Nacht fast erstarrt.

Franz wurde geweckt. Kaum erkannte er seine Aeltern, kaum war er im Stande, sich aufzurichten. Mutter und Vater hoben den Erstarrten auf. Er sank, halb ohnmächtig, in ihre Arme; denn sein Körper hatte sehr gelitten, und die Erkältung ihn so stark gelähmt, daß er sich seiner kaum bewußt war.

Ein Mädchen, das durch den kleinen Wald ging, wurde in die Stadt geschickt, um einen Tragsessel mit Trägern zu bestellen. Diese erschienen bald, und Franz wurde nach Hause getragen.

Henriette und Carl wußten sich das, was sie sahen, nicht zu erklären. Sie liefen herbey; sie sahen den Bruder leichenblaß; sie wußten nicht, ob er lebe oder todt sey. Der Anblick

machte sie betroffen, und als sie bemerkten, daß Vater und Mutter gleich besorgt und ängstlich thaten, fuhr durch ihr empfindsames Herz, das sie von der Natur erhalten hatten, ein ungewohnter Schauer.

Starr sahen Henriette und Carl einander an. Die Schwester wurde bald am meisten erweicht. Vater, sprach sie, mit zitternder Stimme, was fehlt Franzen?

Nur leise gesprochen, meine Tochter, erwiederte der Vater, damit er ruhig schlummre. Liebe Frau, schicke nur gleich nach dem Doctor.

Einer der Bedienten mußte schnell zu dem geschicktesten Arzte der Stadt eilen, und ihn herbeyrufen.

Immer beklommner wurde Henriette; immer betroffener Carl. — Die Mutter blickte mit schmerzlicher Wehmuth und mit Thränen mütterlicher Liebe im Auge den erstarrten Sohn an. — Henriette war innig gerührt, Carl wagte es kaum, einen Laut von sich zu geben.

Ohne sich zu regen, hatte Franz eine Zeitlang da gelegen; jetzt fuhr er auf Ein Mahl auf; schwache Verzuckungen, die ihn überfielen, setzten alle in Schrecken; besonders wurden Henriette und Carl stark angegriffen. Fast leblos sank Franz von neuem auf sein Lager. Die Schwester vergoß Thränen, beugte sich über ihn hin,

und brach in die klagenden Worte aus: O mein Bruder! mein lieber, theurer Bruder!

Carls Wangen waren auch benetzt; zitternd griff er nach Franzens Hand; gerührt im Innersten, drückte er sie an das Herz.

Franz schlug die Augen auf. Welche Wonne für sein verwundetes, krankes Herz! Er erblickte Henrietten und Carln; er sah die über seine Leiden gerührt, die ihn bisher, nach seiner Meinung, so lieblos behandelt hatten, und denen er kein Gefühl für ihn zutraute.

O wie ward dem Leidenden so wohl ums Herz! wie liebreich blickte er Henrietten und Carln an! wie sanft und doch wie innig erwiederte er den Händedruck des Letzten!

Dieß sahen, dieß fühlten Schwester und Bruder; sie lasen Franzens dankbare Liebe in seinem matten Auge, vernahmen die Pulsschläge seiner Freude in den lautern Schlägen seines Herzens, und empfanden, was sie noch nie recht innig empfunden hatten — deine Macht und deine Süßigkeit, o himmlische Geschwisterliebe! Ihre Brust schien ihnen ein Wohnplatz der angenehmsten, seligsten Gefühle, die nur ihr, guten Geschwister, kennt, deren Herz dem fremden Leiden geöffnet ist, und die ihr einander mit warmer Liebe und einträchtigem Sinne umfasset.

Der Arzt erschien. Er untersuchte Franzens

Zustand, und verordnete einige Arzneyen. Die Sache, sagte er, wäre von äußerster Wichtigkeit; der Kranke müsse mit der größten Sorgfalt behandelt werden, wenn man ihn am Leben erhalten wolle. Die betrübten Aeltern bathen ihn herzlich, alles an Franzen zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Der Arzt versprachs. Aber Franzens Uebel verschlimmerte sich mit jedem Tage. Bewußtlos lag er auf seinem Bette, umringt von Aeltern, Geschwistern und Freunden.

Jetzt erst empfanden Henriette und Carl recht schmerzlich, wie ungerecht sie gehandelt hatten, den leidenden Bruder in seinen gesunden Tagen so oft durch ihr liebloses Benehmen gekränkt zu haben.

Reuevoll standen sie an dem Krankenbette; Henriette streichelte sanft die Wangen des Bruders; Carl legte seine Hand auf dessen Stirn; beyde wünschten mit aufrichtiger Seele, daß Franz bald wieder gesund werden möchte. Dann wollten sie ihn um Verzeihung bitten, und immer brüderlich lieben.

Roderich besuchte mehrmals seinen Freund. Der alte Wellenthal befragte ihn um alles, was er bey seinem Sohne an jenem Abend bemerkt habe, an welchem er mit ihm sich in dem Laubwäldchen befand.

Mit aller Offenheit erzählte Roderich, daß Franz sich durch das Betragen seiner Geschwister tief gekränkt gefühlt, daß er sich darüber bitterlich beklagt, und höchst wahrscheinlich durch seinen innern Gram so abgemattet habe, daß er im Walde liegen blieb, und sich durch nächtliche Erkältung seine Leiden zuzog.

Der Vater fühlte gleich, daß Roderichs Vermuthung mehr als wahrscheinlich sey. Mit kummervollem Herzen erzählte er das Gehörte seiner Gattinn und den zwey Geschwistern, Henrietten und Carln.

Diese waren sehr betroffen. Sie gestanden ihren Fehler, und machten sich bittre Vorwürfe.

O lieber Bruder, schluchzte Henriette, indem sie sich über Franzen hinbeugte, vergib, vergib mir und Carln! Wir haben dich oft gekränkt! o vergib uns! vergib uns!

Carl stand gerührt und stumm neben der Schwester. Aber sein Blick voll Wehmuth verrieth die aufrichtige Reue seines Herzens. Für die niedergeschlagenen Aeltern war dieser Auftritt trostvoll. Sie sahen deutlich, daß Henriette und Carl noch viel Gefühl fürs Gute hatten. Lieben Kinder, sagte der Vater in sanftem Tone, wäret ihr doch immer so liebreich gegen einander gesinnt gewesen! — O was ist schöner als Geschwisterliebe!

Er drückte Henrietten und Carln an sein Herz; er benetzte sie mit väterlichen Thränen, und ermahnte sie zur Eintracht und zur geschwisterlichen Liebe.

Tief drang jedes Wort in ihre jungen Herzen; schluchzend gelobten sie dem Vater, seiner Ermahnung zu folgen. Da umschlang auch die zärtliche Mutter ihre geliebten Kinder, und bath Gott, ihre Seelen immer rein und fromm zu erhalten.

Mehrere Wochen lang hatte bereits Franz gelitten. An einem Abende überfielen ihn heftige Zuckungen. Aeltern und Geschwister standen an dem Krankenlager, und nahmen innigen Antheil an dem Leidenden. — Gott! er stirbt! rief mit Einem Mahle die Mutter aus. Alle erschraken. Franz schloß die Augen. Sein Athem hörte auf.

Er hat ausgelitten! sprach der Vater, und männliche Zähren stürzten aus seinem Auge.

Jammernd fiel die Mutter über den Entschlummerten. O mein geliebter Sohn! klagte sie — du, auf den ich so viele Hoffnungen baute! den ich so sehr liebte! mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn!

Henriette und Carl stürzten neben der Mutter auf das Krankenbette hin, und erfüllten das Gemach mit ihren Klagen. Ach, er ist nicht

mehr! jammerten sie, unser guter, lieber Bruder ist todt! O Franz! Franz! vergib uns, daß wir dir in deinem Leben nicht mehr Liebe erwiesen haben!

Der weinende Vater trocknete die Thränen von den Wangen, und suchte sich zu fassen. Aber wenn er den entseelten Sohn erblickte, den sein Herz heimlich fast mehr als die andern Kinder geliebt hatte, drängten sich von neuem bittre Thränen in sein Auge. Er konnte ihnen nicht widerstehen; er ließ ihnen freyen Lauf.

Nicht zu trennen von dem Entschlafenen war die tief erschütterte Mutter mit ihren zwey Kindern. Lasset ab! stammelte der Vater, eure Klagen können ihn nicht wieder aufwecken— Menschen werden den Guten nicht mehr kränken — er ist bey Gott, und lebt ein besseres Leben.

Die Mutter mußte mit Gewalt von dem Sohne gezogen werden; aber sie fiel immer von neuem auf ihn hin, und jammerte trostlos über dem Geliebten ihres Herzens.

Ermattet durch den stärksten Schmerz, mußte die untröstliche Mutter in ihre Schlafkammer getragen werden, wohin ihr weinend Henriette und Carl folgten.

Am folgenden Morgen erneuerte sich der Schmerz der Aeltern und Geschwister. Mit

blassem Antlitz, auf welchem aber sanfte Ruhe sich ausdrückte, lag Franz auf einem Strohlager, das man noch in voriger Nacht für den Leichnam bereitet hatte. Jetzt wurde eine Lagerstätte von Bretern verfertigt, und der Entschlummerte darauf gelegt. Die trauernde Mutter beugte sich oft über ihn hin und jammerte. Ihr Herz war zerrissen und untröstlich.

Henriette und Carl brachen einige Herbstblumen, die noch auf ihren Beeten standen, wanden ein Paar Sträuße daraus, und schmückten damit die Brust des entseelten Bruders.

Gerührt im Innersten der Seele, begaben sich beyde Geschwister allein in den Garten. Sie faßten sich bey der Hand, und gestanden einander in gebrochenen Worten, daß sie ihrem Bruder oft unrecht gethan, und sich bisher nicht so betragen hätten, als es guten Geschwistern gezieme.

O wenn er noch lebte, sprach Carl, wie ganz anders würden wir uns gegen ihn benehmen! wie würden wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen!

Das sollte gewiß geschehen! erwiederte Henriette. Aber er ist todt, und nie erwacht er wieder auf dieser Erde zum Leben! Wir leben noch, lieber Carl, wir können einander noch Freude machen. O laß uns einander allezeit

lieben; laß uns die Zwietracht wie einen bösen Geist fliehen, und stets in Einigkeit mit einander leben.

Die Geschwister umarmten und küßten sich und gelobten unter dem reinen blauen Himmel der Eintracht und Geschwisterliebe ewige Treue!

Franzens Tod erregte in der ganzen Stadt ein aufrichtiges Bedauern des Gestorbenen. Denn hatte dieser gleich durch seinen Argwohn fast jeden von sich abgeschreckt, so erkannte man doch allgemein das Gute, das in ihm verborgen lag, und bedauerte sein frühes Ende.

Roderich war einer derjenigen, auf die Franzens Tod den meisten Eindruck machte. Zerrissen von den Gefühlen des Schmerzes kam er gegen Mittag in Wellenthals Haus, und ließ sich in die Kammer führen, in welcher Franz auf Bretern lag.

Weinend fiel der empfindsame Roderich auf den Leichnam des Freundes. O mein theurer Freund! jammerte er, kaum hatten sich unsre Herzen gefunden und fest aneinander geschlossen, so wirst du mir entrissen! O daß du noch lebtest, daß dein Herz noch für die Freuden der Freundschaft schlüge! Mein theurer, geliebter Freund! o könnte ich dich aus dem Todesschlummer erwecken!

Alle, die in der Kammer standen, wurden

durch Roderichs Klagen gerührt. Aber welch' ein Staunen, welch' ein freudiger Schrecken ergreift die Gerührten, als sie die blasse Leiche, auf der Roderichs Haupt lag, in Bewegung erblicken!

Roderich tritt bestürzt einen Schritt zurück. Franz bewegt den rechten Arm nach der Brust, ergreift einen darauf liegenden Strauß, und schlägt endlich sogar die Augen auf.

O mein Roderich! stammelt sein Mund, und die Umstehenden sind vor Verwunderung außer sich. Einige fliehen davon, andere stehen wie versteinert da, und nur Roderich und Carl wagen es, sich dem Neubelebten zu nähern, und seine Stirn zu streicheln.

Die Aeltern stürzen in die Kammer, sie sehen ihren geliebten Franz wie durch ein Wunder vom Tode erweckt, breiten ihre Arme nach ihm aus, und wissen sich vor Freude nicht zu fassen.

Ach, das waren schreckenvolle Stunden! stammelte Franz. Ich hörte das Jammern meiner Aeltern und Geschwister — ich hörte, daß man mich für todt hielt; aber ich vermochte es nicht, ihnen zu sagen, daß ich noch lebe, bis mein Freund Roderich mich durch seine Klagen so erschütterte, daß ich alle meine

Kräfte zusammen nahm, und glücklich aus meinem Todesschlaf erwachte.

Dieß war der Inhalt der Rede, die Franz oft unterbrechen mußte, weil seine Mattigkeit es nicht zuließ, lange in Einem fort zu sprechen.

Beschreiben läßt sich der Wonnetaumel nicht, in welchen Aeltern, Geschwister und Freunde bey dem Anblick des Neubelebten geriethen. Das Gerücht von seiner Belebung verbreitete sich sehr schnell durch die ganze Stadt, und ein großer Theil der Einwohner schrieb dieß Ereigniß den Wirkungen eines Wunders zu.

Der Arzt eilte herbey, und nahm herzlichen Antheil an der frohen Begebenheit, die er bald darauf in einem Wochenblatte abdrucken ließ, und natürlich erklärte. Nach dieser Erklärung war Franz nicht wirklich todt — sondern befand sich in jenem Zustande, den die Aerzte Asphixi oder Scheintod nennen, und aus welchem schon viele Todtgeglaubte wieder zum Leben erwacht sind. Das Schrecklichste dieses Zustandes ist das, daß der Scheintodte alles mit anhört, was um ihn herum vorgeht, daß er es weiß, man halte ihn für todt, und doch nicht vermögend ist, sich aufzurichten, und die Lebenden vom Gegentheile zu überzeugen.

Wellenthals Haus, das kurz vorher die Wohnung der tiefsten Trauer war, wurde jetzt

zum Tempel der höchsten Freude. Franz bekam mehr Kraft, und der Arzt hoffte das Beste.

Die Hoffnung des Arztes ging in Erfüllung. Franz genas. Henriette und Carl hatten ihm während der Krankheit die rührendsten Beweise von Theilnahme und Liebe gegeben; jetzt, da er zum ersten Mahle das Bett verließ, flogen sie an sein Herz, und gelobten ihm ewige Geschwisterliebe. Aufrichtig söhnten sich alle drey an diesem freudevollen Tage aus. Die Aeltern segneten sie, und der Geist der Eintracht und Liebe wich nie wieder aus ihrem Kreise. O wie süß ist es, sagten sie oft, in Friede und Vertrauen mit einander zu leben! Alle guten Menschen schenkten ihnen ihre Achtung.

Der Geitzhals Sylvius.

Hang zur Verschwendung ist tadelhaft, aber Geitz ist es noch mehr; er entehrt den Menschen und raubt ihm die schönsten Freuden des Lebens. Unter den vielen merkwürdigen Beyspielen von Geitzhälsen, die im größten Ueberflusse darbten, behauptet der als Arzt sehr berühmte Sylvius, welcher im sechzehnten Jahrhunderte lebte, einen der ersten Plätze.

Sylvius trug in Paris die Arzneywissenschaft vor. Er hatte eine große Menge von Zuhörern, unter welchen sich immer eine große Anzahl armer Studierender befand. Mehrere von diesen kamen zu ihm mit der Bitte, ihnen das zu erlassen, was die andern für die Lehrstunden bey ihm bezahlen mußten. Allein Sylvius hatte für solche Bitten kein Gehör; er bestand vielmehr mit großer Härte darauf, daß auch die Aermsten ihm die festgesetzte Zahlung leisteten.

Durch seine Lehrstunden und seine Curen erwarb er sich ein großes Vermögen. Doch wie benutzte er es? — Um die Ausgaben,

welche die Ernährung einer Familie erforderte, zu vermeiden, entschloß er sich, unverehligt zu bleiben. Er hielt sich einen Maulesel, eine Katze und eine Magd. Die letzte bekam trocken Brot zu essen, und Wasser zu trinken. Doch auch dieß schien dem Geitzhalse zu viel zu kosten. Die Magd schickte er daher fort, die Katze wurde ersäuft, und den Maulesel verkaufte er. Vergnügt sagte er an dem Tage, an welchem dieß geschehen war, zu seinen Freunden: Heute habe ich mir drey Bestien vom Halse geschafft: die Katze, den Esel und die Magd.

Von Bedürfnissen des Lebens hatte sich Sylvius ganz frey gemacht. Den Durst konnte er ohne Geld löschen; — er trank Wasser. Wenn er nur auch so wohlfeil hätte essen können! Er begnügte sich mit der schlechtesten Kost. Oft entfloh er dem Hunger durch den Schlaf.

Die Kälte konnte dem gelehrten Sylvius nichts anhaben. Er ersann ein Mittel, sie auf die wohlfeilste Art von sich abzuhalten. Dieß bewirkte er durch ein einziges Stück Holz auf folgende Weise:

Sylvius bewahrte dieses schwere Stück Holz im Keller auf. Fror er, so eilte er in den Keller, nahm das Holz auf die Schulter, und trug es auf den Boden; von da hinab in

den Keller, und dann wieder hinauf auf den Boden. Dieß trieb er so lange, bis er warm wurde.

Alles, was Sylvius für andere that, ließ er sich bezahlen; nichts that er unentgeltlich. Daher machte man schon bey seinen Lebzeiten die Grabschrift auf ihn: Hier liegt Sylvius, welcher nie etwas umsonst gab, und der noch im Grabe sich umwenden würde, wenn er wüßte, daß du, o Wanderer, der du dieß liesest, es umsonst liesest.

Sylvius sammelte ein großes Vermögen, welches aber niemanden zu Gute kam. Er verscharrte es in seinem Keller; doch niemand fand nach seinem Tode die Stelle, an welcher er es vergraben hatte.

Der Geizhals Daniel Dancer.

Fast noch mehr als Sylvius zeichnete sich durch seine Knickerey Daniel Dancer aus. Er war in England (zu Pinner unweit Harrow) im Jahre 1716 geboren, und hatte noch zwey Brüder und eine Schwester, die eben so geizig war als er.

Der Vater von Daniel Dancer besaß ein ansehnliches Vermögen, mit welchem Daniel sehr gut haushielt. Er vermehrte es durch seine erstaunliche Knauserey so stark, daß er davon jährlich gegen zwanzig tausend Thaler einnahm.

Die knickerische Schwester diente dem geizigen Bruder als Magd. Sie hätte sich schön, ja prächtig kleiden können; allein sie verschmähte allen Schmuck, suchte sich Lumpen von weiblichen und männlichen Kleidungsstücken zusammen, machte sich daraus einen Anzug, und band denselben, nicht etwa mit einem gewebten Bande, sondern mit einem Bindfaden von Hanf um ihren Leib.

Man wird fragen, ob sich Jungfer Dancer in einem solchen Anzuge in Gesellschaft gewagt

habe? Das that sie fast nie. Nur äußerst selten kam sie aus ihrer höchst erbärmlichen Wohnung zum Vorschein. Zuweilen geschah es, daß Jäger mit ihren Hunden über die Felder des knickerischen Bruders zogen. Vernahm die Schwester den Lärm derselben, so gerieth sie in Zorn, bewaffnete sich mit einem Besenstiele oder mit einer Mistgabel, und rückte gegen die Lärmenden aus, um sie von den Besitzungen des Bruders fortzujagen. Sie soll bey diesem Aufzuge gerade wie ein Bund alter Lumpen, oder wie eine Wildbretscheuche ausgesehen haben.

Höchst erbärmlich sah das Haus aus, in welchem dieß saubere Geschwisterpaar wohnte. Ueberall war es geflickt, und doch bedurfte es noch immer an allen Ecken und Enden der Ausbesserung. Was neu und alt daran sey, war kaum zu unterscheiden.

Aermlich wohnten diese zwey Geitzhälse, und eben so ärmlich war ihre Lebensweise. Sie zogen sich das Nöthigste ab, um nur viel Geld anzuhäufen, und litten die größte Noth, um nur ihre Erwerbsucht zu befriedigen. Es wäre ganz nach ihrem Wunsche gewesen, hätten sie von der Luft leben können. Da dieß nicht möglich war, so suchten sie in Rücksicht der Kost sich wenigstens so einzuschränken, daß ihre Ausgaben nicht sehr groß waren. Für die Woche waren drey Pfund

Rindfleisch und vierzehn harte Klöse bestimmt, womit sie recht gut auskamen. Einige alte Schöppsfüße oder ein halber Rindskopf gaben ihnen die nöthige Suppe für acht Tage. Wollte Herr Dancer einmahl sich und seiner Schwester gütlich thun: so ließ er eine fettere Suppe kochen, und gab dazu abgenagte Knochen her, die er auf seinen Spaziergängen den Hunden abgejagt hatte.

Man erzählt von Herrn Dancer, daß er einst einen Fund gethan habe, der ihn in großes Entzücken versetzte. Er erblickte nehmlich auf einem Spaziergange ein todtes Schaf, welches wahrscheinlich an einer Krankheit gestorben war. Das war für ihn eine herrliche Entdeckung. Er sprang sogleich hin, hob das gefallene Thier auf seine Schulter, und trug es triumphirend nach Hause. Hier wurde ihm sogleich das Fell abgezogen, und das Fleisch in Stücken zerhauen. Jungfer Dancer machte hierauf eine große Menge Hammelfleisch-Pasteten davon, und nahm dazu eine eigene Würze. Dieser Fleischvorrath soll mehrere Wochen lang gedauert haben.

Als die sparsame Schwester einmahl krank wurde, und ihr Uebel den Tod drohete: so sah man ein, daß es nöthig sey, einen Arzt zu Hülfe zu rufen. Dazu war aber der haushäl-

terische Bruder nicht zu bewegen. Wozu der Arzt? sagte er; der kostet nur viel Geld, und hilft doch zu nichts. Wenn es Gottes Wille ist, daß meine Schwester sterben soll, so wird sie gewiß sterben, wenn auch alle Doctores der Welt zu Hülfe gerufen werden. Es heißt dieß nur in Gottes Veranstaltungen eingreifen, und seinem Willen widerstreben. Ueberdieß ist es gewiß, daß die Kranke einmahl sterben muß. Ob dieß nun jetzt oder ein ander Mahl geschieht, das ist einerley.

Wirklich ließ er auch die leidende Schwester ohne ärztliche Hülfe, und brachte ihr in ihren letzten Augenblicken nicht mehr, als ein Stückchen Rindfleisch und ein Paar kalte, harte Klöse. Hätte sich nicht eine menschenfreundliche Wittwe ihrer angenommen und sie sorgfältig gepflegt, so wäre sie ganz verlassen gewesen, und in ihrem Elende vielleicht umgekommen. Sie wurde durch die Liebe dieser Wittwe so gerührt, daß sie sich vornahm, ihr das Vermögen zu vermachen, das sie sich erworben hatte. Allein noch ehe sie ihr Testament machte, gab sie den Geist auf.

Die beyden andern Brüder machten Ansprüche auf das hinterlassene Vermögen, sie wünschten, daß es in gleiche Theile getheilt würde. Dagegen setzte sich aber Daniel, und

gerieth dadurch mit seinen Brüdern in einen Prozeß. Dieser wurde dahin entschieden: daß Daniel von dem hinterlassenen Gelde, ehe es gleich getheilt würde, ungefähr sieben tausend Thaler erhalten sollte, weil die Verstorbene bey ihm 30 Jahre lang Kost und Wohnung gehabt, und dafür im letzten Jahre nichts gethan, als gegessen und im Bette gelegen habe. — Nun erst, als Daniel diese Summe erhalten hatte, wurde das Uebrige unter ihn und seine zwey, ebenfalls sehr geitzige, Brüder gleich getheilt.

Nach dem Tode der Schwester sah Daniel Dancer sich ganz verlassen. Er fand es für nöthig, sich nach einem Gesellschafter und Gehülfen umzusehen. Deßhalb nahm er einen Bedienten, Nahmens Griffiths, an, der seinem Herrn im Puncte der Knickerey sehr ähnlich war. Dieß konnte man schon daraus sehen, daß er sich während seiner Dienstjahre über drey tausend Thaler gespart hatte, ob er gleich des Jahrs nicht vielmehr als dreyßig Thaler Dienstlohn bekam.

Er war schon 60 Jahre alt, als er in Herrn Dancers Dienste trat. Dieser zahlte ihm sehr wenig. Er half seinem Herrn besonders Knochen und dergleichen suchen. Fast alle Tage gingen sie auf die Knochenjagd, und um deren destomehr zu finden, nahm jeder einen

besondern Weg. Beyde tranken das Doppelbier gern. Dancer, um kein Geld dafür auszugeben, schlich sich in die Küche einer Nachbarinn zu dem Bierkruge, und soff sich gewöhnlich so voll, daß er sich auf der Erde herumwälzte, welches oft zu Zänkereyen zwischen ihm und Griffiths Veranlassung gab.

Man kann es sich leicht vorstellen, wie es mit Dancers Kleidern wird ausgesehen haben. Sie waren ganz zerlumpt. Um sie zusammenzuhalten, umgürtete er seinen Leib mit einem Strohbande. Seine Strümpfe waren so stark geflickt und beschmutzt, daß man von dem eigentlichen Stoffe, aus dem sie verfertigt waren, nichts mehr bemerken konnte. War das Wetter schmutzig oder kalt, so umwand er die Strümpfe mit Heubändern, und nun dienten sie ihm auch anstatt der Stiefeln. Sah man ihn in seinem elenden Anzuge: so glaubte man einen Bettler vor sich zu sehen. Das Pferd, welches er sich hielt, trug nur an den Vorderfüßen Hufeisen; auch die Hinterfüße beschlagen zu lassen, schien ihm ein ganz unnöthiger Aufwand.

Unter die überflüssigen Ausgaben zählte Herr Dancer auch den Schnupftoback. Er schnupfte nie. Jedoch trug er allezeit eine Dose bey sich. Kam er mit einem zusammen, wel-

cher schnupfte, so nahm er sich eine oder ein Paar Prisen, brachte sie aber nicht in die Nase, sondern in die Dose, die auf diese Weise gewöhnlich in einem Monathe voll wurde. So wie dieß der Fall war, ging er in einen nahen Lichthändler-Laden, und tauschte dort den Schnupftoback gegen ein Pfenniglicht aus, mit welchem er sich so lange behalf, bis die Dose wieder voll war, und er ein neues Licht eintauschen konnte. Nie gebrauchte er dasselbe, als wenn er zu Bette ging.

Nur selten wusch er Gesicht und Hände; denn er hätte in diesem Falle ein Handtuch kaufen müssen, um sich abzutrocknen. Dieß schien ihm unnöthig. Das Handtuch, sagte er, nutzt sich ab; auch verursacht das Waschen desselben, wenn es schmutzig geworden ist, großen Aufwand, und wozu dieß alles? — Schien die Sonne, so ging er an einen Teich in der Nähe, wusch sich und rieb sich mit Sand, legte sich dann auf den Rücken, und ließ sich von der Sonne trocknen.

Eines Tages begab sich Herr Dancer nach London, um dort ein Kapital von einigen tausend Thalern auf Zinsen niederzulegen. Ein Herr sah ihn, hielt ihn für einen Bettler, und gab ihm ein Paar Pfennige. Dancer steckte den Schimpf, der für ihn damit verbunden war,

mit den Paar Pfennigen ein, und begab sich davon.

So ärmlich es mit allen seinen Kleidungsstücken überhaupt aussah, so ärmlich war es besonders mit seinen Hemden beschaffen. Doch "Hemden" kann man nicht einmahl sagen. Dancer hatte nie mehr als Ein Hemde. Dieses kaufte er immer in einer Trödelbude. Nie durfte es mehr als einen halben Laubthaler kosten. So lange er es trug, wurde es weder gewaschen noch ausgebessert, und er trug es so lange, bis es ihm Stückweise vom Halse fiel. Dieß schreckte alle Menschen von ihm zurück; nur eine gewisse Art von Gesellschaften, die man nicht gerne nennt, stellte sich bey ihm ein, und schlug ihre Wohnung in seinen zerlumpten Kleidern auf.

Bey dem Kaufe eines Hemdes glaubte sich Dancer einmahl von einem alten Weibe um zwey Groschen betrogen. Er brachte sogleich die Sache vor Gericht; der Prozeß fiel aber für ihn nicht glücklich aus; er wurde zur Ruhe verwiesen, und mußte — zu seinem großen Aerger — die Unkosten, welche ungefähr 2 Thaler betrugen, bezahlen. Das Unglück wurde dadurch noch vermehrt, daß er auf dem Wege nach London und von da nach Pinner zurück fast über 1 Groschen verzehrt hatte.

Nur Eine Person, eine gewisse Lady Tempest, hatte auf diesen Geitzhals einigen Einfluß. Sie redete ihm zu, etwas bequemer zu leben; doch vergebens. Endlich brachte sie es doch mit großer Mühe dahin, daß er seinen alten, häßlichen Hut, den er bereits 13 Jahre lang getragen hatte, bey Seite legte, und sich dafür bey einem Juden einen andern alten für sieben Groschen kaufte. Doch da Lady Tempest ihn einige Tage darauf besuchte, sah sie, zu ihrer Verwunderung, daß er wieder seinen alten Hut aufhatte. Sie fragte ihn um die Ursache davon. Mit vieler Freude erzählte er ihr, daß er den für 7 Groschen gekauften Hut für 10 Groschen seinem Bedienten Griffiths wieder verkauft habe.

Herr Dancer aß die Forellen außerordentlich gern. Lady Tempest schickte ihm eines Tages eine gesottene. Es fror stark, und da er die Forelle bis über die Nacht aufhob: so fror sie beynahe zu Eis. Seine Zähne vertrugen es nicht, sie so kalt zu essen. Sie aufzuwärmen, schien ihm auch nicht rathsam. Es müßte dann Feuer angemacht werden, was ihm zu kostspielig dünkte. Er sann daher auf ein Mittel, das herrliche Gericht ohne Kosten warm zu machen, und endlich war er auch so glücklich, eines zu finden. Um sich gegen die Kälte zu

schützen, ohne doch einzuheitzen, blieb er im Bette liegen, und hielt sich auf diese Weise warm. — Er nahm den Fisch, that ihn nebst der Sauce zwischen zwey zinnerne Teller, setzte sich nun im Bette darauf, und blieb so lange auf den Tellern sitzen, bis das köstliche Gericht etwas warm geworden war.

In der ganzen Gegend, in welcher der Geitzhals wohnte, wurde er für einen reichen Mann gehalten. Dieß reitzte eine Bande Diebe, in sein Haus einzubrechen, und ihn auszuplündern. Sie drangen ein, fanden aber nur äußerst wenig Geld; denn Dancer hatte sein Vermögen so wohl versteckt, daß man es nicht leicht auffinden konnte. Unter dem Gespinnste der Spinnen im Kuhstall lagen seine Banknoten; das Gold aber hatte er in Löchern im Schornsteine und auf dem Herde herum versteckt, und mit Ruß und Asche überschüttet.

Die Diebe, welche in sein Haus eingebrochen waren, wurden eingefangen, und vor Gericht gebracht. Hier war Dancers Gegenwart nöthig. Lady Tempest redete ihm zu, von ihr ein reines Hemd anzunehmen, damit er mit mehr Anstand vor dem Gericht erscheinen könne. Allein dazu wollte er sich nicht bequemen. Mein Hemde ist gut genug, sagte er; es ist ja neu;

denn ich habe es erst vor drey Wochen gekauft, wo es ganz rein war.

Am liebsten hatte Daniel Dancer seinen Hund, den er Kind Robert nannte. Diesem gab er täglich ein halbes Maaß Milch. Aber da Kind Robert eines Tages mehrere Schafe des Nachbars zerzaust hatte, so führte Dancer ihn sogleich zu einem Hufschmid, der dem Thiere alle Zähne abfeilen mußte, damit er kein ähnliches Unheil anrichte, und seinem Herrn dadurch Kosten verursache.

In seinem 78sten Jahre wurde Herr Dancer krank. Lady Tempest besuchte ihn, und fand ihn, in einen Sack gehüllt, elendiglich da liegen. Sie machte ihn über das Unschickliche darin Vorstellungen, aber sie fruchteten nichts. Sie redete ihm zu, wenigstens ein Kopfkissen bringen zu lassen, damit er höher liege. Dazu verstand er sich, und befahl seinem alten Diener Griffiths, ihm ein Bündel Heu herbey zu hohlen.

Im Jahre 1794 im October starb der Geitzhals, der bey allen seinen Fehlern, auch einige gute Eigenschaften, z. B. eine strenge Rechtschaffenheit, besaß.

Das Haus des Verstorbenen fiel an einen Kapitain Holms. Von außen sah es erbärmlich aus; aber desto mehr Schätze fanden sich im Innern, die man aber erst lange aufsuchen

mußte. Mehrere Wochen waren zum auffinden derselben nöthig.

Der Kapitain Holms fand in diesem Hause von Zeit zu Zeit große Krüge, die mit Guineen gefüllt waren. Unter den Ueberzügen alter Stühle entdeckte er ganze Bündel von Banknoten, und in dem Stalle große Krüge voll Thaler und Groschen. In dem Schornsteine fanden sich über 1200 und in einem alten Theetopfe beynahe vier tausend Thaler. An einer Krippe im Stalle fand man eine sorgfältig zusammengebundene und fest angenagelte Jacke, welche über dreytausend Thaler enthielt. Die reichste Geldlade war der Misthaufen im Kuhstalle, in welchem sich eine Summe von mehr als 16 tausend Thalern vorfand. Ueberhaupt betrug das ganze hinterlassene Vermögen so viel, daß es jährlich gegen 20 tausend Thaler Zinsen abwarf.

Schlacht bey Lodi.

Bonaparte wurde von der französischen Regierung zum Ober-General der Italiänischen Armee ernannt, gerade als diese sich in einem sehr schlechten, die Oesterreichische hingegen in einem guten Zustande befand. Noch nicht 27 Jahre alt, verrichtete er doch bald Heldenthaten, welche die Bewunderung von ganz Europa auf sich zogen. Mit einer zwar geschwächten, aber von ihm in Ordnung gebrachten und mit Muth belebten Armee zog er immer tiefer in das schöne Italien, wo er über die weit stärkern Oesterreicher mehrere glänzende Siege davon trug.

General Beaulieu commandirte zu jener Zeit in Italien die Armee der gegen die Franzosen vereinigten Fürsten. Am zehnten April beschloß er, die Franzosen anzugreifen, und aus ihrem Lager zu vertreiben. Das Gefecht begann. Beyde Parteyen fochten mit Muth, bis sich der Sieg auf die Seite der Franzosen neigte. Diesem Siege folgten schnell noch einige andere. Beaulieu zog sich zurück, ging über den Fluß Po,

um sich zu verstärken, und den Franzosen den Uebergang zu wehren. Doch Bonaparte hatte bereits seine Einrichtungen getroffen. Er ließ die Armee auf dem Fuße nachfolgen; sie kam glücklich über den Po, und stellte sich hier in Schlachtordnung.

Die Armee der vereinigten Fürsten ward von dem Feinde angegriffen; die Oesterreicher wurden aus dem Dorfe Formio vertrieben, und bis an den Fluß Adda verfolgt. Sie zogen sich immer mehr zurück, und warfen sich endlich in die Stadt Lodi an der Adda, über welchem Fluß eine hölzerne Brücke führt. Unter den Mauern der Stadt wurde ein Treffen geliefert. Die Oesterreicher sahen sich genöthigt, Lodi zu verlassen, und auf das linke Ufer des Flusses zu ziehen, wo sie sich in Schlachtordnung stellten, die Stadt beschossen, und dem Feinde den Uebergang über die Brücke unmöglich machen wollten.

Bonaparte, der immer seine Plane mit einer außerordentlichen Entschlossenheit und Schnelligkeit ausführte, befahl, daß seine Armee vorrücken sollte. Dieß geschah. Ein Bataillon Karabiniers zog voran, ihm folgten alle Grenadier-Bataillons unter dem Ausrufe: Es lebe die Republik!

Die Franzosen kamen vor die Brücke.

Tod und Verderben drohten ihnen. Entsetzlich war das Feuer der Oesterreicher, welche dreyßig Kanonen an der Brücke aufgeführt hatten, aus deren Schlünden gräßliche Verwüstung sprühte. Die vordere Kolonne der Franzosen stutzte einige Augenblicke — die Gefahr schien zu groß, sie zu besiegen, unmöglich.

Die Generale sahen die Unentschlossenheit der Krieger, sie wußten, daß alles für sie unglücklich ausfallen würde, wenn man etwas länger zögerte. Hier war die schnellste Entschlossenheit nöthig. Bonaparte befahl, tapfer vorzurücken. Die Generale Berthier, Massena und einige andere stellten sich an die Spitze der Kolonne, und nun ging es, gleich einem verwüstenden Gewitter, vorwärts.

Furchtbar rückten die Franzosen über die Brücke. Alles, was sich widersetzte, warfen sie über den Haufen. Die Artillerie der Oesterreicher war bald in ihren Händen. Beaulieus Truppen geriethen in Unordnung, Furcht und Schrecken bemächtigten sich ihrer, sie flohen, und nicht lange, so war die Oesterreichische Armee fast ganz zerstreut.

Dieser Sieg war für die Franzosen von wichtigen Folgen. Er wäre nicht erfochten worden, hätte Bonaparte nicht mit der äußersten Schnelligkeit seine Angriffsplane ausgeführt.

Dieser Sieg war es, der seinen Ruhm gründete, und seinen Nahmen in alle Gegenden Europens brachte.

Schlacht bey Arcola.

Die Oesterreichische Armee in Italien wurde ansehnlich verstärkt, rückte auf die Stadt Verona zu, und wünschte, sich mit der in Tyrol zu verbinden. Bonaparte sah es wohl ein, daß, wenn diese Verbindung vor sich ginge, sein Feind schwer zu besiegen seyn würde. Daher beschloß er, sie durch eine Schlacht zu verhindern. Er wollte den Oesterreichern in die Flanken und den Rücken fallen; allein sie merkten sein Vorhaben, und warfen sich in das Dorf Arcola, das zwischen Kanälen liegt, und auf diese Weise wohlbefestigt war.

Die Franzosen merkten bald, daß diese Stellung des Feindes von der größten Wichtigkeit sey, und daß man ihn daher auf alle mögliche Art aus derselben zu vertreiben suchen müßte. Sie griffen das Dorf an, allein sie konnten nicht eindringen; ihre Generale stellten sich an die Spitze der Soldaten, und suchten sie zu dem Uebergang über eine kleine Brücke bey

Arcola zu bewegen. Vergebens! Beynah alle Befehlshaber erhielten Wunden. Augereau ergriff eine Fahne, und trat an die Brücke. Niemand wollte folgen. Mehrere Minuten lang stand er da — aber sein Beyspiel von Entschlossenheit blieb ohne Wirkung.

Und doch war es so nothwendig, über die Brücke zu gehen. Bonaparte sah dieß ein. Er versammelte seine Officiere um sich, und stellte sich mit ihnen an die Spitze der Division, welche Augereau commandirte. "Seyd ihr noch dieselben, redete er die Soldaten an, die die Brücke von Lodi eingenommen haben?" — Diese wenigen Worte wirkten. Die Soldaten ergriff der feurigste Muth. Als das Bonaparte bemerkte, sprang er vom Pferde, faßte eine Fahne, stellte sich an die Spitze der Grenadiere, und marschierte über die Brücke, indem er ausrief: "Folgt euerm General!"

Die Kolonne folgte ihm. Die Brücke lag bereits hinter ihrem Rücken. Aber die Oesterreicher unterhielten ein so schreckliches Feuer, daß die Franzosen sich genöthigt sahen, zurückzuweichen. Sie würden auch das Dorf schwerlich eingenommen haben, wenn nicht eine Kolonne dasselbe umgangen wäre und in der Nacht von hinten angefallen hätte.

Die Oesterreichische Armee stand am darauf

folgenden Morgen in Schlachtordnung. Die Franzosen rückten an. Bonaparte beorderte einen Officier, eine halbe Meile weit den Feind zu umgehen, und ihm dann unter dem Schall einiger Trompeten in den Rücken zu fallen. Dieß geschah, während beyde Armeen in dem hitzigsten Gefechte begriffen waren. Die Oesterreicher wurden in Unordnung gebracht, und verloren die Schlacht. Die Franzosen mußten indeß den Sieg theuer bezahlen; denn mehrere ihrer besten und ersten Officiere wurden getödtet und verwundet.

Bonaparte steht Wache.

Bonaparte soll nach der Schlacht bey Arcola eine gewöhnliche Officiers-Kleidung angezogen haben, und durchs Lager gegangen seyn. Er kam — wie man erzählt — an eine Schildwache, die, wahrscheinlich durch die Strapazen des vorigen blutigen Tages ermüdet, sich des Schlafes nicht erwehren konnte. Gelehnt auf ihr Gewehr, schlief sie fest.

In dieser Stellung traf Bonaparte die Schildwache an. Der Ober-Befehlshaber faßte

den Soldaten, legte ihn so sanft als möglich auf den Boden, ergriff sein Gewehr, und hielt zwey Stunden lang die Wache. Jetzt sollte er abgelöst werden. Das Zeichen dazu wird gegeben. Der Soldat erwacht darüber. Welch' ein Erstaunen überfällt ihn, als er den jungen Officier erblickt, der statt seiner die Wache versieht!

Man kann sich leicht denken, daß der erschrockene Soldat das Schlimmste befürchtete. Aber wie ward ihm vollends zu Muthe, da er den jungen Officier näher ansah, und in ihm den Ober-General erkannte.

"Bonaparte! rief der erschütterte Soldat aus; — ich bin verloren!"

Nein! versetzte Bonaparte, in mildem Tone, sey ruhig Camerad! wenn man so viele Strapazen ausgestanden hat, so ist es wohl verzeihlich, daß ein so braver Soldat, als du, etwas Ruhe genießt; aber ein ander Mahl nimm besser auf die Zeit Rücksicht.

Bonaparte's Zug über die Alpen und Schlacht bey Marengo.

Als Bonaparte glücklich aus Egypten zurückkehrte, fand er Frankreich in einer kläglichen Lage. Die Regierung war schwach, das Volk unzufrieden, und die Armeen in einem übeln Zustande. Während seiner Abwesenheit ging fast alles wieder verloren, was er durch seine Heldenthaten erobert hatte, die Französischen Truppen in Italien wurden oft geschlagen, und der tapfere General Massena war in Genua eingeschlossen, und auf dem Puncte, die Stadt den Oesterreichern zu übergeben.

Frankreichs Noth war aufs höchste gestiegen. Da erschien Bonaparte, als ein rettender Schutzgeist der bedrängten Republik. Die bisherige Regierung wurde aufgelöst, und der Held Italiens und Egyptens an die Spitze des Reichs gestellt. Sein großer Geist stellte bald die innerlichen Unruhen ein, die ausgebrochen waren, führte das Land zu einer festern Ordnung zurück, und beschloß, auch der unglücklichen Armee in Italien zu Hülfe zu eilen, und sie zu retten.

Dem zu Folge sammelte Bonaparte große Schaaren muthvoller Krieger zu Dijon, einer Stadt in Frankreich. Ihre Zahl belief sich auf 50,000 Mann; es waren fast lauter Freywillige. Berthier wurde zum Anführer derselben ernannt. In verschiedenen Abtheilungen marschierten sie auf Genf los. Hier sollten sie den Ober-Consul Bonaparte erwarten. Er traf ein, und musterte (den 14. März 1799) einen Theil derselben. Den darauf folgenden Tag trat fast die ganze Armee ihren Marsch über den großen Berg St. Bernhard an.

Man erreichte das Dorf Martigny, welches sechs franz. Meilen von St. Bernhard liegt. Bonaparte machte sich mit der Gegend bekannt, und zog die Truppen zusammen. Drey Tage lang verweilte er in dem Krankenhause der Mönche von St. Bernhard, in welchem Hause die ältesten Mönche ihre letzten Tage in dem menschenfreundlichen Geschäfte der Krankenwartung verleben. — Alle Vorbereitungen zu dem gewagten Uebergang über den hohen Bernhard waren getroffen. Die Armee setzte sich in Marsch.

Glücklich erreichte man das Schloß St. Peter, welches dicht an dem Fuße des Gebirges liegt. Von hier bis nach dem Kloster auf St. Bernhard hatte man noch 5 Stunden —

nicht zu gehen, sondern zu klettern. — Die schwierigste Frage war die: Wie soll das grobe Geschütz, die Kanonen, hinüber geschafft werden? Dieser Transport schien unmöglich. Aber Bonapartes Geist, die Gewandtheit und Entschlossenheit seiner Rathgeber und der feurige Muth der Soldaten überwanden das, was unmöglich schien.

Die Kanonen wurden zerlegt, und die Soldaten halfen den Bauern, die sie theil Weise mit außerordentlicher Anstrengung über das Gebirge schleppten, tapfer. Man versprach ihnen für jedes Stück, das sie hinüber schaffen würden, 600 bis 1000 Livres. Doch da dieß geschehen war, weigerten sich die uneigennützigen Krieger, etwas für ihre Mühe anzunehmen.

Der Marsch bis zum Kloster war sehr beschwerlich. Die Steige waren so schmal, daß die Soldaten nur einzeln Weise auf demselben empor klimmen konnten. Endlich wurde das Kloster erreicht. Bonaparte hielt sich nur eine Stunde darin auf. Beym Weggehen ermahnte er die ehrwürdigen Mönche, deren Geschäfte es ist, Verirrte aufzusuchen und sich ihrer anzunehmen, noch ferner ihren unglücklichen Brüdern Hülfe zu leisten.

Jetzt erst begannen die größten Beschwerlichkeiten. Man hatte den Berg hinunter zu

steigen. Dieß war mit den schauderhaftesten Gefahren verbunden. Jeder Schritt drohte den Tod. Auf allen Seiten öffneten sich Ritzen und Spalten. Die Pferde mußten fest gehalten werden. Doch dieß half nicht immer. Viele gleiteten gefährlich aus, und mehrere stürzten von dem steilen Gebirge in fürchterliche Abgründe hinab.

Auch Menschen fielen nieder, obgleich alle die größte Vorsicht beobachteten. Dann kam alles darauf an, daß sie sich schnell aufrafften. Geschah dieß nicht: so zogen sie oft das Pferd vom Fußsteige, es fiel, und riß sie selbst in schreckliche Schluchten mit.

Bonaparte hatte einen andern Weg genommen. Seine Maulthiere und Pferde aber folgten der Armee. Er wünschte bald zu ihr zu kommen, und schlug, begleitet von einigen Knechten zu Fuße, einen Fußsteig ein. In der Mitte desselben wurde der Weg außerordentlich abschießig. Er stieg ab, setzte sich auf den Boden, und rutschte eine Höhe von zwey hundert Schritten hinab. —

Glücklich kam die Armee, nach überstandnen großen Gefahren, in Italien an, stieß bald auf den Feind, griff ihn muthig an, und trug mehrere Siege davon.

Von mehrern Seiten überstiegen andere Französische Kolonnen die Alpen, und vereinigten sich in Italien. Die Oesterreichische Armee stand unter dem Oberbefehle des General Melas, eines einsichtsvollen, tapfern und entschlossenen Feldherrn, der alle Hochachtung verdient. Er stand vor Genua, und war entschlossen, nicht eher fortzuziehen, bis sich Massena ergeben haben würde.

Melas vernahm die Nachricht, daß eine Armee aus Frankreich über die Alpen gestiegen sey. Anfangs maß er diesem Gerüchte keinen Glauben bey, und als er nicht mehr daran zweifeln konnte, glaubte er, daß diese Armee nicht stark sey, und daher keine Furcht einjagen könnte. Zu spät sah der bejahrte Feldherr seinen Irrthum ein. — Jetzt erst traf er ernstliche Anstalten, den Feind zu empfangen, der bereits über den Po gegangen war, und mehrere Orte in Besitz genommen hatte.

Die Französische Armee rückte bis Tortona vor, wo sie eine gute Stellung nahm. Doch verließ sie diese Stellung bald, um nach Alexandria zu marschieren, wo General Melas seine ganze Macht zusammen zog.

Dieß geschah den 13ten Junius. Kurze Zeit vorher war der treffliche General Desaix aus Egypten eingetroffen. Kaum hatte er

Europa erreicht und gehört, daß Bonaparte an der Spitze der Armee stehe, so eilte er so schnell als möglich nach Italien, um ihm seine Dienste anzubiethen. Er wurde von dem Ober-Consul und der ganzen Armee mit Entzücken empfangen, und jener übertrug ihm sogleich das Commando über zwey Divisionen.

Die Avantgarde der Franzosen machte eine Meile von Tortona, bey dem Dorfe St. Juliano, Halt. Unweit dieses Ortes breitet sich die Ebene des Dorfes Marengo aus. Die Armee vereinigte sich bald mit der Avantgarde; in Schlachtordnung rückte sie vorwärts. Die ganze Cavallerie marschierte. Man näherte sich der Brücke, die über den Fluß Bormida geschlagen ist, und fand hier den Feind, der aber einer Schlacht auszuweichen suchte.

Bonaparte befand sich, umgeben von seiner Garde zu Pferde und einiger Artillerie, unweit Marengo. Er ritt in den Ebenen herum, untersuchte alle Plätze sorgfältig, dachte tief nach, und gab viele Befehle.

Er hatte einen schlichten Reisemantel. Mehrere Gefangene und andere Personen von der Oesterreichischen Armee wurden vor ihn gebracht. Er that, mit großer Theilnahme, viele Fragen an sie. Sie glaubten einen Officier von niederem Range vor sich zu sehen. Aber wie groß

war ihr Erstaunen, als sie erfuhren, daß der Mann in dem Reisemantel, der mit ihnen gesprochen habe, Bonaparte gewesen sey.

Die Französische Armee übernachtete zu St. Juliano. Alle sanken in tiefen Schlaf. Sie wußten nicht, welch' ein blutiger Tag ihnen bevorstand. Mehrere hunderte sollten keine Nacht mehr erleben.

Die Schatten der Nacht wichen, und der Tag fing an zu grauen. Es war der 25ste Junius. Mit Einem Mahle geschahen von Oesterreichischer Seite einige Kanonenschüsse. Ein Theil der Französischen Armee stand sogleich unter den Waffen, bildete zwey Linien, und beyde Flügel deckte ein starkes Korps muthvoller Cavalleristen.

Die Oesterreicher gaben sogleich Beweise von Tapferkeit. Man sah, wie sie sich allmählich in drey Kolonnen ausbreiteten. Erst spät wurde man in dem Hauptquartiere der Franzosen von ihren Absichten unterrichtet.

Es war elf Uhr. Bonaparte stieg zu Pferde. Er sprengte auf das Schlachtfeld. Wohin er kam, fand er Thätigkeit und den feurigsten Muth, die männlichste Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben.

Schon fochten beyde Parteyen, jede mit

der größten Erbitterung. Heftiger und immer heftiger wurde das Kanonen- und Musketenfeuer. Viele stürzten todt danieder, noch mehrere, theils Kavalleristen, theils Infanteristen, wurden verwundet, und mußten sich rückwärts schleppen.

Die Oesterreichische Linie dehnte sich immer weiter aus, und nahm am Ende über zwey franz. Meilen ein. Ihr Anblick war drohend. Ein Theil derselben fiel mit aller Stärke den Feind auf den Seiten an, wo er am schwächsten war.

Die Franzosen sahen nun wohl, daß die ganze feindliche Armee beysammen sey, und ihnen daher ein schwerer, blutiger Kampf bevorstehe. Noch waren einige ihrer Korps, die der brave Desaix commandirte, weit zurück. Es erging der Befehl an ihn, so schnell als möglich herbey zu rücken.

General Victor commandirte den linken Flügel der Französischen Armee. Dieser fing an zu weichen. Unordentlich retirirte die Infanterie, und die Kavallerie wurde auch zurückgedrängt. Das Feuer näherte sich immer mehr.

Bonaparte vernahm, daß das Corps des General Desaix noch nicht fertig sey. Er sprengte zu der Division, die der General Lannes commandirte, und suchte ihr Zurückweichen zu hindern. Der Feind rückte immer weiter vor. Bonaparte ordnete verschiedene Bewegungen

einer Brigade, und war so gar entschlossen, an der Spitze derselben, dem Feind in die Flanke zu fallen. Aber von allen Seiten ertönte das Geschrey: "Wir wollen nicht, daß der erste Consul sich der Gefahr allein aussetze!"

In diesem Augenblick sah man die Soldaten im wüthendsten Kampfe. Sie blickten nach ihrem bewunderten Heerführer, und keiner floh.

Mit unbändiger Wuth fielen die Oesterreicher auf ihren Feind los. Vor ihren Bataillons giengen 24 Artilleriestücke her, aus denen ein Hagel von Stückkugeln unter die Feinde fiel, die sich zurückzogen. Doch geschah dieser Rückzug mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit. Die Französischen Krieger blieben unerschüttert, manövrirten mit musterhafter Kaltblütigkeit, hielten aneinander, und ließen ihre Reihen nicht lückenhaft. So wie einer in denselben niederstürzte, trat sogleich ein anderer Braver an seine Stelle.

Die Oesterreicher hatten so große Fortschritte gemacht, daß ihnen der Sieg gewiß zu seyn schien. Sie schickten eine ansehnliche Anzahl Cavalleristen, unterstützt von Artillerie, um den rechten Flügel des Feindes zu umgehen, und ihm in den Rücken zu fallen.

Bis jetzt hatten die colossalischen Grenadiere der Consularwache noch nicht mitgefochten, jetzt,

da sie den rechten Flügel in Gefahr sahen, eilten sie ihm zu Hülfe. Drey Salven hielten sie aus, ohne erschüttert zu werden. Fahnen und Verwundete schloßen sie ein, feuerten ihre Kartätschen ab, und zogen sie mit der größten Kaltblütigkeit und Ordnung zurück.

Während des Rückzugs der Franzosen wurde immer gefochten. Das Centrum derselben mußte nachgeben. Die Oesterreicher umgingen ihre Flügel, und fielen ihnen in den Rücken; überall waren sie eingeschlossen. Bonaparte befand sich immer im Centrum der Armee, und sprach den Braven, die noch übrig waren, Muth ein. Wie viele treffliche Menschen fanden hier ihr Grab! Das Blut strömte rings umher. Die Anzahl der eindringenden Oesterreicher schien zu wachsen; ihre Erbitterung wurde immer größer. Die Artillerie der Franzosen war theils verloren, theils unbrauchbar, theils war nicht genug Pulver und Kugeln da.

Schon war es vier Uhr Nachmittags. Die Verwirrung nahm zu. Viele Officiere waren getödtet, andere hatten sich aus Hunger, Durst und Müdigkeit von ihren Posten entfernt, und eine Menge Soldaten war nöthig, um die Kranken fortzuschaffen, da sie, bey dem Mangel an Wagen, nicht anders wegtransportirt werden konnten.

Der Platz, den die Franzosen inne hatten, both einen schrecklichen Anblick. Auf allen Seiten lagen Todte. Hier winselte ein Sterbender, dort stürzten mehrere mit zerschossenem Kopfe, oder zersplitterter Brust, oder weggerissenen und verstümmelten Armen und Beinen hin. Bonaparte, der Tapfere, stand mitten darunter, als ein Fels, den nichts erschüttern kann. Vor seinen Füßen wurde der Boden von sausenden Stückkugeln aufgerissen. Unter diesen Kugeln stand der Held; an seiner Seite stürzten viele der Bravsten hin; nur ihn schützte sein Glück; mit Kälte und Gleichgültigkeit, wie sie ein Feldherr in solchen Gefahren haben muß, theilte er Befehle aus. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; alle vergaßen ihre Gefahr bey der seinigen, alle zitterten für sein Leben, und wünschten, daß er sich zurückziehen möchte.

Die Oesterreicher hatten eine solche Stellung genommen, daß, wenn ihnen das Glück noch etwas mehr günstig gewesen wäre, die Französische Armee mit Bonaparte getödtet oder gefangen worden seyn würde. Alles Glück schien sich an diesem merkwürdigen Tage von den Republikanern weggewandt zu haben.

Doch auf Ein Mahl änderte sich die Sache. Desaix kam mit dem General Monnier herbey. Ihre Divisionen hatten zwar einen forcir-

ten Marsch von zehn franz. Meilen gemacht, auch kamen ihnen viele Fliehende und Verwundete entgegen, die ihnen den Muth leicht benehmen konnten; dessen ungeachtet flogen sie herbey; ihre Augen waren auf Desaix gerichtet, und sie rückten beherzt heran.

Welche Freude empfanden die durch die Gefechte des Tags Ermatteten, als sie in der Entfernung diese Hülfstruppen erblickten! Nun ging ihnen ein neuer Strahl von Hoffnung auf.

Das erste Bataillon von der Division des General Desaix erreichte eine Anhöhe. Es wurden geschlossene Kolonnen gebildet, und jede erhielt Verhaltungsregeln. Bonaparte und die andern Generale und Staabsofficiere liefen durch die Glieder auf und ab, und entflammten die Krieger zum Muthe. Alles brannte vor Ungeduld, auf den Feind zu stürzen. Doch verzog sich eine Stunde, bis alle Anordnungen getroffen waren. Die Kaiserliche Artillerie feuerte in Einem fort. Ganze Glieder fielen von den Franzosen.

Jetzt wurde den Republikanern das Zeichen zum Angriff gegeben. Der Schlag der Trommeln wirbelte fürchterlich. Alle Korps geriethen in Bewegung. Was ihnen von den Kaiserlichen in den Weg kam, rissen sie nieder;

überall wurde der Feind zurückgedrängt; überall wimmelte es von Verwundeten, Sterbenden und Todten.

Als die Franzosen von der Höhe herabgekommen waren, und an dem Eingange der Ebene standen, stellten sie sich in Schlachtordnung. Die Linie, die sie bildeten, war sehr lang. Es kamen die Feldstücke an. Sie wurden gegen die Kaiserlichen gerichtet, und spieen Tod und Verderben.

Die Oesterreicher hielten inne; ihre Kavallerie stürzte endlich mit großer Wuth auf die Feinde los, aber ein schreckliches Musketenfeuer, Kartätschen und Bajonette hielten sie zurück. Einer von ihren Pulverwagen flog in die Luft, und brachte große Unordnung hervor. Sieger und Besiegte erhoben ein grausenvolles Geschrey. Endlich wankte alles; alles wich, alles floh.

Von allen Seiten wurden die Oesterreicher angegriffen und geworfen. Besonders fügte ihnen Desaix großen Verlust zu. Er machte beträchtliche Umwege, und schnitt den linken Flügel des Feindes ganz ab. Der Sohn des Französischen General Kellermann nöthigte 6000 Ungarische Grenadiere, das Gewehr zu strecken, und ein Reiter nahm den Kaiserlichen General Zach gefangen.

Allein die Freude der Republikaner über ihren großen, folgenreichen Sieg wurde durch einen traurigen Unfall sehr verbittert. Desaix, der Retter seines Vaterlandes und der Französischen Armee, der unerschrockene edle Held, wurde von einer Kugel tödtlich verwundet und zu Boden gestreckt. Die Nachricht von seinem Tode erweckte allgemeine Theilnahme. Als Bonaparte sie vernahm, sagte er die wenigen Worte: Warum ist es mir jetzt nicht erlaubt, ihn zu beweinen!

Die Republikaner wollten seinen Tod rächen, drangen wüthend in die feindliche Linie, und richteten große Verheerungen an. — Schon war es finster, und noch immer dauerte das Gefecht fort. Die Nacht machte es dem Ueberreste der Kaiserlichen Armee möglich, sich zu retten.

Vierzehn Stunden lang hatte das unerhört hartnäckige Treffen gedauert. Beyde Parteyen bewiesen an diesem Tage eine bewundernswürdige Tapferkeit. Viele Tausende verloren dabey ihr Leben, noch mehrere geriethen in Gefangenschaft. Dem General Melas wurden zwey Pferde unter dem Leibe weggeschossen. Am dararauf folgenden Tage schickte er den General Skall in das Französische Lager, um einen allgemeinen Waffen-

stillstand zu unterhandeln, der denn auch zu Stande kam. Dem Waffenstillstand folgte nach einiger Zeit auch der Friede, der zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich zu Lüneville geschlossen wurde. — Möchte er von ewiger Dauer seyn! —

Die Apricosen.

Schon zehn Jahre lang war Alexis von seinen Aeltern entfernt. Ihre Liebe zu ihm hatte sie vermocht, ihn nach einer Erziehungsanstalt zu bringen, die in gutem Rufe stand. Dort sollten seine Kräfte entwickelt und gebildet, der Verstand mit Kenntnissen bereichert, und das Herz fürs Schöne und Edle gestimmt werden.

Rührend war der Abschied, den Alexis von seinem Vater, seiner Mutter und einer geliebten Schwester nahm. Doris — so hieß die letzte — war dem Bruder mit Liebe zugethan. Weinend hing sie bey seiner Trennung von dem väterlichen Hause an seinem Halse, drückte den Abschiedskuß auf seine Lippen, und entließ ihn mit den Worten: Alexis, vergiß meiner nicht!

Und Alexis drückte die treue Schwester ans pochende Herz, und stammelte, von Thränen unterbrochen: Wer könnte dein vergessen, o Doris!

Der Vater nahm den Sohn bey der Hand, und ging mit ihm durch den Garten, an dessen

Thüre der Wagen stand, auf welchem Alexis abfahren sollte.

Hinter Vater und Sohn gingen schluchzend Mutter und Tochter. Sie standen an einem Apricosen-Baume still. Sieh' ihn an, mein theurer Sohn! sprach der gütige Vater, und Alexis blickte nach dem Baume, und seine Thränen flossen stärker und stärker.

Da drückte der Vater den Sohn an die Brust, und sprach die bedeutenden Worte: An deinem Geburtstage war er gepflanzt, der Baum, mein Alexis! Er sey immer ein Zeichen der Freude! du weißt, wie oft wir uns an demselben versammelt und die Annehmlichkeiten liebevoller Familieneintracht genossen haben. Denkst du an das väterliche Haus, so erinnere dich daran, daß ein Baum in der Nähe desselben steht, dessen schöne Früchte deine Aeltern an einen Sohn erinnern, der einst auch so gesegnet an edleren Früchten seyn soll, als der Baum. O Sohn, du meine schönste, süßeste Hoffnung! bleibe der Tugend treu, und Gottes und deiner Aeltern Segen wird auf dir ruhen!

Heilig gelobte Alexis in des Vaters Armen ewige Treue der Tugend. Er entließ ihn in die Arme der Mutter, und diese an das Herz der Schwester. Der Himmel war rein, erheiternd sein liebliches, mildes Blau, und freundlich und

hold beschien die goldene Sonne die trauliche Gruppe am Baume.

Doris reichte ein Körbchen, das sie für den Bruder gekauft hatte. Die liebende Mutter langte nach den reifsten Früchten; sie fielen, nur leise von ihr berührt, in ihre Hand, eine schöner als die andere — sorgfältig legte Doris sie zwischen Blätter ins Körbchen bis es voll war.

Alexis nahm dasselbe aus den Händen der zärtlichen Schwester, und, schon dreyßig Meilen von den Geliebten seines Herzens entfernt, labte er sich noch an den Früchten des heimischen Gartens, in süßer Rückerinnerung an Aeltern und Doris.

O wie ist die Welt so schön, wenn Lieb' und Friede unter Aeltern und Kindern hauset! wie süß beklommen das Herz, wenn eine Kluft von vielen Meilen den Sohn von denjenigen trennt, denen er sein Leben verdankt, und die seiner, wie einer zarten lieblichen Pflanze, mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt haben!

Süße Wehmuth erfüllte auch Alexis Herz, da er sich fern von den Seinigen fand. — Wohl ihm, daß er an der Anstalt, die er nach acht Tagen erreichte, mit Liebe und Menschenfreundlichkeit aufgenommen, und für den Verlust der älterlichen Sorgfalt durch die Redlichkeit und

Sanftmuth seiner Pflegeältern hinlänglich entschädigt wurde.

Oft war Alexis im Geiste bey Vater, Mutter und Schwester, und immer schwebte ihm dann der fruchtbare Apricosenbaum vor der Seele. — Eingedenk des Gelübdes, das er an demselben gethan hatte, verlor er nie seine Bestimmung aus den Augen. Jede Gelegenheit, bey welcher er den Kreis seiner Kenntnisse erweitern, und seinen Geist vervollkommnen konnte, ergriff er mit ganzer Seele. Das Edlere und Höhere, das in allen Menschen liegt, entfaltete sich bey ihm ungemein glücklich. Bald war er in Fleiß und Betragen das Muster an der Anstalt.

Geleitet durch die sanfte Hand seines Erziehers, und endlich durch die seines Nachdenkens, schritt Alexis auf der schönen Bahn der Tugend fort, ohne weder zur Linken noch zur Rechten abzuweichen. — Er wuchs empor zum kraftvollen, edlen Jüngling.

Nach zehn Jahren sollte Alexis in das väterliche Haus zurückkehren. Groß war sein Verlangen, die wieder zu sehen, die er auf der Erde am meisten liebte, und auf den Fluren zu wandeln, wo ihm die süßen Jahre der sorgenlosen Kindheit so angenehm und schnell verflossen waren.

Er reiste ab, einen Monath früher, als seine Aeltern bestimmt hatten. Der warmfühlende Sohn wollte sie durch seine unerwartete Ankunft überraschen. Die angenehmsten Empfindungen durchdrangen sein Herz; im Vorgefühl der süßen Freuden des Wiedersehens schwelgend, bemerkte er nur selten, was um ihn vorging; nur wenn sein Blick auf eine heitere Landschaft fiel, entriß er sich dem Gewühle innerer Empfindungen, und hing mit Blicken der Liebe an der schönen Natur.

Noch zwey Tage hatte Alexis zu reisen. — Dann lag er in den Armen der Aeltern, an dem Herzen der trefflichen Schwester. Welcher reitzende Gedanke für ihn!

Die Post, auf der er fuhr, hielt eine ganze Nacht an einem Orte still. Alexis begab sich in einen Gasthof, um dort — was schon seit einigen Tagen nicht geschehen war — einmahl wieder in einem ordentlichen Bette zu schlafen.

Als er am Morgen erwachte, machte er die unangenehme Entdeckung, daß seine Uhr und die Weste, in der sein Geld lag, weg waren.

Groß war die Verlegenheit, in die Alexis durch diesen Unfall gerieth. — Er sah sich genöthigt, die Post weiter fahren zu lassen, und den noch übrigen Theil der Reise zu Fuße zu machen.

Sein Bündel an der Seite, verließ Alexis diesen Ort, und schritt muthig drauf los. Einige Groschen, die er in seinem Rocke fand, waren kaum hinreichend, das wenige, was er zu Mittage und Abends verzehrt hatte, zu bezahlen.

Am andern Tage fand Alexis sich vom Gelde ganz entblößt. Noch hatte er sieben Meilen vor sich. Die Gegend war ihm unbekannt. Sein zartes Gefühl ließ es nicht zu, jemanden um Unterstützung in seiner Noth zu bitten. Ohne Frühstück verließ er die letzte Herberge. Der Hunger fing ihn an zu quälen; er konnte nicht befriedigt werden.

Matt und immer matter wankte Alexis einher. Er sah ein, daß er, wenn er nicht schneller ginge, noch mehrere Tage zur Beendigung der Reise brauchte. Der Gedanke schauderte ihn. Gern wäre er mit Flügeln kindlicher Liebe zu seinen Aeltern hingeflogen. Wie unangenehm mußte ihm jede Zögerung seyn!

Gegen Mittag kam er in ein anmuthiges Thal. In einiger Entfernung erblickte er eine Reihe von Häusern. Sie zu erreichen war er nicht im Stande. Zu groß war seine Ermattung.

Alexis warf sich unter einen Baum, und versank bald in einen festen Schlummer.

Eine halbe Stunde mochte er da gelegen seyn, als eine Dame mit einem blühenden

Mädchen von siebzehn Jahren langsam daher spaziert kam. Sie erreichten den schlummernden Alexis.

Das Mädchen, an dessen linker Hand ein schön gearbeitetes Körbchen hing, betrachtete ihn von weitem. "Mutter, sprach die holde Jungfrau, er sieht ihm sehr ähnlich. — Ich will ihm ein Paar Apricosen hinlegen."

Die Dame schwieg und lächelte. Das treffliche Mädchen näherte sich mit leisem Tritte dem schlummernden Jüngling, legte ihm sanft zwey Apricosen an die Wangen, und hüpfte davon zur Mutter, welche ihr schweigend freundlich mit dem Finger drohte.

Die zwey Damen kehrten zurück. Kaum hatten sie sich ein Paar hundert Schritte entfernt, als Alexis erwachte, und nicht ohne Verwunderung die zwey Apricosen entdeckte. — Er sah sich nach dem Geber dieser freundlichen Gabe um. Da trat ein Landmann, der in einiger Entfernung alles mit angesehen hatte, zu ihm, und zeigte ihm die zwey Frauenzimmer. Die Jungfer, die dabey war, sprach er, hat Ihnen das hingelegt.

Die schmackhaften Früchte waren für Alexis ein wahres Labsal. Erfrischt durch sie, eilte er seinen unbekannten Wohlthäterinnen nach, und bemerkte sich das Haus, in welches sie einkehrten.

Sie haben mir, dachte er, wohlgethan, ohne mich zu kennen; ich will mich ihnen entdecken; ihnen für die Erquickung, die sie mir verschafften, danken, und sie ersuchen, mir einige Thaler zu leihen, ode bey einem Fuhrmann, den ich miethen will, für mich gut zu stehen. Dann fahre ich eiligst nach meiner Vaterstadt. O wäre ich schon da!

Voll edleren Vertrauens trat er in das Haus, und ließ sich melden. — Man empfing ihn freundlich — man betrachtete ihn genauer — und, Gott, welch' Entzücken! mit offenen Armen und dem freudigen Ausruf: Alexis, geliebter Alexis! stürzten sie auf ihn hin, und umschlangen ihn.

Alexis erkannte die geliebte Mutter und Doris, die herzlichgesinnte Schwester. Beyde waren im Bade, welches sich an diesem Orte befand. Einen Korb voll Apricosen hatte ihnen der Vater geschickt, um sie auf Alexis Wohl, von dessen Baum sie waren, zu verzehren. Doris hatte bey dem Schlummernden Aehnlichkeit mit dem Bruder gefunden, und ihm deßhalb ein Paar von den Früchten hingelegt.

Angenehmeres konnte der guten Mutter und Schwester und dem wackern Alexis nicht widerfahren, als dieß unerwartete Zusammentreffen an einem fernen Orte. Sie ergossen ihre Herzen;

ach, sie hatten einander viel zu erzählen! — Wie Augenblicke flogen die Stunden.

Weinend hing nach drey Tagen Alexis auch an der Brust des edlen Vaters. An dem Apricosenbaume versicherte er ihm mit liebenswürdiger Freymüthigkeit, daß er der Tugend treu geblieben sey. — Wenn man ihn recht froh machen wollte, durfte man ihn nur an die Apricosen erinnern.

Moritz von Rothburg.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr es noch nicht wißt, welche traurige Folgen oft aus Widersetzlichkeit entspringen, erzähle ich die traurige Geschichte des unglücklichen Moritz von Rothburg.

Die Familie von Rothburg war von altem Adel, und eine der angesehensten im ganzen Lande. Moritz, der letzte Sprößling dieses Hauses, erhielt eine Erziehung, wie sie nur wenige Menschen erhalten. Keine Kosten wurden gespart, seinen Geist von allen Seiten auszubilden; er erhielt von geschickten Lehrern Unterricht in alten und neuen Sprachen, und machte in mehrern Wissenschaften merkliche Fortschritte.

Aber die Ausbildung des Geistes allein macht es noch nicht aus. Kenntnisse sind von großem Werthe; doch sie allein machen den Menschen noch nicht achtungswürdig und glücklich. Nur ein gebildetes Herz, ein edler, fester Charakter gibt uns Würde und Ansprüche auf die Achtung unsrer Nebenmenschen.

Viel wurde bey Moritz von Rothburg auf die Ausbildung des Verstandes, zu wenig

auf die Veredlung seines Herzens gesehen. Der Vater gab ihm einen Erzieher, einen trefflichen Mann. Diesem lag alles daran, dem sittlichen Gefühle seines Zöglings eine gute Richtung zu geben, ihn auf alles Schöne und Gute aufmerksam, und für dasselbe empfänglich zu machen.

Aber der gute Wille des braven Lehrers wurde verkannt. Moritz, dem von allen Seiten Schmeicheleyen gesagt, dem alle Wünsche, auch die kindischen und unbilligen, befriedigt wurden, fand es ungerecht, daß sein Erzieher sich nicht auch nach seinen Einfällen richtete, sondern statt dessen ihn zur Bekämpfung seiner Sinnlichkeit und zur gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten anhielt. Er entzog sich, so oft er nur konnte, der Aufsicht des Lehrers, die ihm zu strenge vorkam, und beklagte sich bey der Mutter über die Härte desselben.

Die Mutter gab dem Erzieher Winke, ihren Sohn, den Liebling ihres Herzens, gelinder zu behandeln, aber er wollte sie nicht verstehen. Sie sah sich deßhalb genöthigt, ihm ihre Meinung deutlicher zu erkennen zu geben.

Der Lehrer erklärte ihr mit aller Offenheit, daß er als rechtschaffener Mann handeln müsse, und von seinen Erziehungsgrundsätzen nicht abgehen könne; fände sie dieselben nicht gut, so sollte

sie es ihm nur sagen; er würde dann sogleich seine Stelle einem andern überlassen.

Frau von Rothburg, welche zu viel Einsicht hatte, als daß sie die große Geschicklichkeit des Lehrers nicht hätte bemerken und schätzen lernen sollen, stimmte jetzt einen andern Ton an. Sie sagte ihm viel Schmeichelhaftes, bath ihn, ihren Sohn nicht zu verlassen, und überzeugt zu seyn, daß sie alles, was er an ihm thäte, mit Dank erkennen würde.

Herr Trauthal — so hieß der Erzieher von Moritz — versprach, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, und seiner Ueberzeugung nicht entgegen wäre. Wirklich liebte er seinen Zögling auch von ganzem Herzen; aber eben weil er mit Liebe an ihm hing, wünschte er, daß Moritz seinen Hang zum Uebermuthe und sein hochfahrendes Benehmen gegen andere einschränke, und es sich abgewöhne, daß er kein so großes Gewicht auf seinen vornehmen Stand lege, und nur Güte des Herzens für das Beste und Schönste am Menschen halte.

Von alle dem that Moritz das Gegentheil. Alles um ihn herum war ihm zu gering, alles sollte sich nach seinen Launen schmiegen, gegen jedermann, der nicht aus seiner Familie war, nahm er ein vornehmes Wesen an; mit Unadelichen wollte er gar nicht umgehen.

Ein schlimmer Zug in seiner Denkungsart war seine Widersetzlichkeit. Außer seinem Erzieher hatte er mehrere Lehrer. Die erste Pflicht eines Schülers gegen diejenigen, die seinen Geist ausbilden, ist unstreitig Folgsamkeit. Moritz schien diese Pflicht nicht zu kennen. Das, was seine Lehrer ihm sagten, vernahm er zwar, that es aber selten — wenigstens that er es ungern. Seine Undankbarkeit und Ungezogenheit ging sogar bisweilen so weit, daß er es sich erlaubte, Böses von ihnen zu sprechen, und zu Zeiten ihnen gerade heraus zu erklären, daß er das gewiß nicht thun würde, was sie ihm geheißen hätten.

Herr Trauthal bemerkte zu verschiedenen Mahlen diese Widersetzlichkeit. Liebreich redete er seinem Zöglinge zu, so etwas in Zukunft doch ja zu unterlassen, weil dieß unerlaubt und kein gutes Zeichen von seinem Herzen sey. Moritz, statt seinem Erzieher für diese liebreiche Erinnerung zu danken, nahm sie sehr übel auf, verzog sein Gesicht, und murmelte etwas vor sich her.

Mein lieber Freund, sprach Trauthal in einem gesetzteren Tone, ich meine es gut mit dir, aber du scheinst das nicht einzusehen. Ich bitte dich, Moritz, gib auf dich Acht! Noch kann diese Untugend ausgerottet werden, faßt sie erst einmahl tiefere Wurzel, dann dürfte es zu spät seyn.

Moritz murrte fort, wandte sein Gesicht von dem Erzieher weg, und drückte auf verschiedene Weise seinen Unwillen gegen ihn aus.

Herrn Trauthal that dieses Benehmen in der Seele weh. — Ich sehe, sagte er abgebrochen, Moritz ist ein Trotzkopf und will ein Trotzkopf bleiben.

Und was geht das Sie an, Herr Trauthal? versetzte unwillig der kleine Mann, indem er auf eine beleidigende Weise sich gegen den Lehrer zukehrte, und ihm trotzig ins Gesicht sah.

Kalt, aber mit Nachdruck antwortete Herr Trauthal: Du hast jetzt etwas gesprochen, was deinem Herzen und deinem Verstande keine Ehre macht, und verdientest im Grunde nur eine Antwort mit dem Stocke. Ich habe jetzt mit deiner Einfalt Nachsicht; nur siehe dich ein ander Mahl vor; es dürfte dir nicht immer so hingehen! — Jetzt setze dich gleich an deinen Tisch — arbeite, und sprich vor einer Stunde kein Wort zu mir.

Ich habe in dem Hofe an meinem Drachen etwas zu machen, brummte Moritz — ich kann nicht hier bleiben — ich muß in den Hof.

Du thust, was ich gesagt habe! versetzte der Erzieher — es darf Ein für alle Mahl nicht nach deinen Einfällen gehen.

Das will ich sehen! schluchzte Moritz, riß die Thüre auf, schlug sie heftig wieder zu, und sprang davon.

Herr Trauthal ging ihm nach, faßte ihn beym Arm, und sagte: du kommst gleich mit mir auf die Stube, sonst muß ich strenger gegen dich verfahren.

Moritz riß sich los, und lief eiligst davon. Der Lehrer begab sich wieder auf sein Zimmer. Es währte nicht lange, so trat Moritzens Mutter hinein. Aber, mein Gott! Herr Trauthal, sprach sie mit ängstlicher Stimme, was hat denn das Kind verbrochen, daß Sie es mit dem Stock züchtigen wollen?

Herr Trauthal sah sie verwundert an. Sie sind übel berichtet, gnädige Frau, sprach er; wer hat Ihnen gesagt, daß ich Ihr Kind züchtigen wolle?

Moritz hat es mir selbst gesagt, antwortete sie — er ist ja vor Angst außer sich — kam er doch in mein Zimmer gerannt, als wenn ihn ein wildes Thier verfolgte. — Ich bitte Sie, schlagen Sie ihn nicht.

Ich versichere Ihnen auf Ehre, versetzte der Erzieher, es war nicht meine Absicht, ihn zu züchtigen, wiewohl er es verdient hätte. Sein unverschämtes Betragen war sehr beleidigend. Er hat es durch eine Lüge noch straf-

barer gemacht. — Jetzt erst muß ich darauf bestehen, daß es nicht ungestraft bleibe. Er soll heute vom Tische wegbleiben, und sein Essen in der Kammer zu sich nehmen.

Nein, nein! rief die Mutter, das gebe ich nicht zu — das schlägt ihn zu sehr danieder.

Sie kennen ihn nicht ganz, gnädige Frau, versetzte der Erzieher, ein so feines, zartes Gefühl hat er nicht, sonst würde er unmöglich so schlecht seyn, und zu Lügen seine Zuflucht nehmen.

Aber ich bestehe darauf, unterbrach sie ihn, daß er nicht gestraft werde. Er ist noch jung — der Verstand kommt mit den Jahren — in seinem Alter ist so ein kindischer Streich leicht zu verzeihen.

Gnädige Frau, sprach Herr Trauthal, niemand ist geneigter als ich, Nachsicht mit Kindern zu haben. Aber wenn ihre Streiche nicht blos kindisch, wenn sie boßhaft sind: dann ist es heilige Pflicht, der Schonung Grenzen zu setzen, und das Schlechte zu bestrafen. Das ist mein Grundsatz, von dem ich, als rechtschaffener Mann, nicht abweichen kann. — Es bleibt dabey: Moritz ißt heute nicht bey Tische mit.

Und ich bestehe Ein für alle Mahl darauf, daß er mitesse. Ich bin Frau im Hause, ich

habe zu befehlen, und niemand anders, rief Frau von Rothburg in leidenschaftlichem Tone.

Dazu habe ich weiter nichts zu sagen, sprach der wackere Erzieher ganz gelassen, aber mit Nachdruck. Befehlen Sie, so viel Sie wollen; nur glauben Sie nicht, daß ich unter diejenigen gehöre, deren Schuldigkeit es ist, Ihnen zu gehorchen. Lassen Sie immerhin Ihren eigensinnigen Sohn mitessen. Er soll meinen Platz am Tische einnehmen. Ich bin in Ihrem Hause unnütz, und ich werde es noch heute verlassen.

Frau von Rothburg war zu sehr in Leidenschaft, als daß sie ihr unfeines Benehmen gegen Herrn Trauthal hätte einsehen können. Wie es Ihnen beliebt, rief sie — Sie können auch noch diese Stunde gehen — Wenn Sie Ihr Glück verscherzen wollen, so thun Sie es.

Mein Glück? versetzte Trauthal. Sie nennen doch nicht das ein Glück, daß ich mich mit einem widersetzlichen Knaben zu plagen, und von seiner Mutter eine Behandlung zu erdulden habe, gegen die ein ehrliebender Mann nicht gleichgültig seyn darf? Für so ein Glück danke ich — Leben Sie wohl, gnädige Frau — wir sind in diesem Augenblicke schon geschieden.

Frau von Rothburg eilte aus dem Zimmer, und schmetterte die Thüre zu. Welch' ein Ue-

dermuth! rief sie, daß jedermann im Hause sie hören konnte. Er sollte es sich zur Ehre anrechnen, daß er in meinem Hause ist — hab' ich doch in meinem Leben keinen solchen Hochmuth gesehen!

Die gute Frau stand allerdings in dem Wahne, als wenn ihre Familie der Mittelpunct wäre, um welchen sich die ganze Welt herum drehen müßte; sie glaubte, es gäbe auf Erden keinen ehrenvolleren Posten, als einen in ihrem Hause; sie wußte nicht, daß der rechtschaffene Mann von Ehre auf etwas Höheres sieht, als auf das Irdische und Glänzende, und daß ihm am Adel der Seele mehr als am Adel der Geburt liege.

Herr Trauthal, der sich an der empfindlichsten Seite des Herzens gekränkt fühlte, packte noch in dieser Stunde seine Sachen zusammen, und verließ das Haus, mit der tröstlichen Ueberzeugung, daß es besser sey, alle Bequemlichkeiten des Lebens aufzuopfern, als gegen seine Grundsätze zu handeln.

Frau von Rothburg wurde ruhiger in ihrem Innern. Jetzt erst schien es ihr, als wenn sie in ihrem Benehmen gegen Herrn Trauthal zu hart gewesen wäre. — Ihr Gemahl war nicht zu Hause, aber er kehrte noch diesen Tag von einem Landgute in die Stadt zurück, und ver-

nahm, nicht ohne Unwillen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. — Er sah den Fehler seiner Frau ein, und wußte, daß er an Trauthal viel verloren habe.

Den Tag darauf schrieb Herr von Rothburg an Trauthal, und bath ihn, in sein Haus zurückzukehren. Doch dieser war unbeweglich. Er setzte dem Vater des ungezogenen Moritz sein Verfahren bey den gestrigen Auftritten schriftlich auseinander, und erklärte am Ende des Briefes, daß ihm seine Ehre und seine Grundsätze es verbothen, in ein Haus zurückzukehren, wo man ihn als einen Diener behandle, und die Würde ganz vergesse, die einem Erzieher zukomme u. d. m.

Herr von Rothburg bedauerte es recht sehr, daß seine Einladung von Trauthal nicht angenommen würde, und ließ mehrere Tage lang seiner Frau und Moritzen seinen Verdruß über ihr tadelhaftes Betragen merken.

Nicht gleich fand sich ein neuer Erzieher für Moritz. Das freye Leben, das er jetzt fast immer führen konnte, freute ihn sehr. Da er beynahe unter keiner Aufsicht stand, so überließ er sich seinen kindischen Einfällen, versäumte oft die Lehrstunden, und behandelte die Dienst-

bothen seiner Aeltern als Sclaven. In der ganzen Stadt war er verrufen; sein übermüthiges, unbescheidnes und beleidigendes Betragen machte ihn unausstehlich.

Frau von Rothburg bekam bald Veranlassung, es zu bereuen, daß sie den Eigensinn und die Widersetzlichkeit ihres Sohnes zu verschiedenen Mahlen gegen seinen Erzieher in Schutz genommen hatte; denn Moritz trieb jetzt seine Ungezogenheiten zuweilen so weit, daß sie selbst darunter leiden mußte, besonders wenn sein, etwas strenger Vater nicht zu Hause war.

Einst hatte Frau von Rothburg Gesellschaft. Sie sprach von ihrem Sohne, lobte sein Talent und die großen Fortschritte, die er in Wissenschaften mache, besonders pries sie seine Fertigkeit in der Musik.

Moritz befand sich in einem Nebenzimmer. Die Gesellschaft wünschte ihn auf dem Forte Piano zu hören. Die Mutter ging zu ihm, und lud ihn ein, mit ihr in das andere Zimmer zu kommen, und ein Paar Stücke zu spielen.

Moritz machte ein verdrießliches Gesicht. Ich habe jetzt keine Lust zu spielen, sprach er, lassen Sie mich hier bey meinen Zeichnungen.

Die Mutter stellte ihm vor, wie übel die

Gesellschaft es auslegen würde, wenn er nicht käme. Allein Moritz hörte nicht darauf. Komm, mein Sohn, sprach Frau von Rothburg, laß nicht so lange auf dich warten.

Nein, nein, rief er, ich komme durchaus nicht — ich habe keine Lust.

Die Mutter fuhr fort, ihm Vorstellungen zu machen, bis es ihr gelang, seinen Eigensinn zu bezwingen. Verdrießlich trat er ins Zimmer, wo mehrere Freunde des Hauses versammelt waren, noch verdrießlicher setzte er sich an das Forte Piano, und statt mit Geschmack zu spielen, prasselte er auf der Claviatur wie ein Drescher auf der Tenne.

Moritz, sagte in sanftem Tone die Mutter, spiele doch ordentlich; du schlägst ja muthwillig herum; es kommen lauter unreine Töne hervor.

Der eigensinnige Knabe spielte jetzt absichtlich noch schlechter; die Ohren der Zuhörenden mußten eine harte Geduldsprobe bestehen. — Frau von Rothburg gerieth in Verlegenheit; sie gab dem Sohne heimliche Winke. Er verstand sie nicht, oder wollte sie nicht verstehen. Die Anwesenden sahen einander an, und schwiegen zwar, verriethen aber deutlich genug, was sie von Moritz innerlich dachten.

Moritz, sprach Frau von Rothburg em-

pfindlich, du bist in keiner guten Stimmung, du rasselst anstatt zu spielen.

Unwillig schlug der Eigensinnige das Notenbuch und Forte Piano zu, schwenkte den Stuhl, auf welchem er gesessen hatte, weg, und eilte aus dem Zimmer, ohne der Gesellschaft die geringste Verbeugung gemacht zu haben.

Man denke sich die Verlegenheit der Mutter. Ihre Wangen rötheten sich, und ihre Rede war gebrochen.

Als der Besuch auseinander gegangen war, begab sich Frau von Rothburg in das Zimmer des Sohnes. — Moritz, sprach sie, du hast dich heute sehr unfein aufgeführt, und mir viel Verdruß gemacht.

Dafür kann ich nichts! murrte der unartige Knabe — ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, daß ich zum Spielen keine Lust hätte.

Das entschuldigt dich noch nicht! versetzte Frau von Rothburg; du hast gegen deine Mutter einen Ungehorsam, einen Eigensinn gezeigt, der unverzeihlich ist. Mir blutet das Herz. Du weißt, wie sehr ich dich allezeit geliebt habe — und was wird mir dafür? Nichts als Undank, nichts als Verdruß. — Damit du aber sehest, daß ich nicht Willens bin, mich von dir so unkindlich behandeln zu

lassen: so sey das jetzt die Strafe deines Eigensinns, daß du an die Hofthüre gehest, wo du zwey Stunden lang Wache halten, und des Abends nichts speisen sollst.

Nein, nein, das thue ich nicht! ich gehe nicht an die Hofthüre! rief Moritz und schluchzte.

Deine Mutter befiehlt dirs; an dir ist es, zu gehorchen, versetzte Frau von Rothburg.

Nein, ich gehe nicht! wiederhohlte Moritz, und stampfte mit den Füßen. Was auch immer die Mutter sagen mochte — er wollte nicht gehorchen.

Diese unerhörte Widersetzlichkeit des trotzigen Sohnes fiel der empfindlichen Frau von Rothburg sehr aufs Herz. Sie sah jetzt ein, wie sehr recht Herr Trauthal hatte, als er ihr versicherte, sie kenne ihren Sohn nicht, er habe keine so feine, zarte Empfindung, als sie glaube.

Ungestraft wollte sie Moritzens Ungezogenheit nicht lassen. Sie bestand darauf, daß er sich der Strafe, die sie bestimmt hatte, unterwerfe. Er sträubte sich.

Nun so muß ich Gewalt brauchen, sprach sie, ich lasse gleich ein Paar Bediente kommen, welche dir die Hände binden, und dich geschlossen an die Hofthüre bringen sollen.

Bey diesen Worten stutzte Moritz. Er bemerkte, daß es der Mutter Ernst sey, ihre Drohung zu vollführen. Der Gedanke, gebunden und in Eisen geschlossen zu werden, hatte viel Schauerliches für ihn. Er spannte gelindere Saiten auf, und legte sich aufs Bitten. Aber Frau von Rothburg erklärte ihm bestimmt, daß sie von dem, was sie einmahl gesagt habe, nicht abzubringen sey.

Schluchzend und murrend begab er sich demnach aus dem Zimmer an die Hofthüre, wo er zwey Stunden lang verweilte, und die Nägel an seinen Fingern besah. Des Abends mußte er fasten.

Frau von Rothburg befand sich lange in einer übeln Gemüthsstimmung. Der Vorfall mit Moritz, den sie so innig liebte, und der ihre Liebe mit solchem Undank vergalt, schwebte immer vor ihrer Seele. Freude sollte er mir machen, seufzte sie, und durch Folgsamkeit die Zärtlichkeit der Mutter für ihn belohnen — ach, er fühlt dieß nicht — auf die gröbste Art kränkt er mich. Wie habe ich mich in ihm geirrt! Wie wahr hat sein Erzieher Trauthal gesprochen!

Wehe dem Kinde, über welches eine zärtliche Mutter solche Klagen führen muß!

Ein Paar Monathe verflossen, ohne daß Moritz unter der Aufsicht eines Erziehers stand. Jetzt aber traf ein Lehrer ein, mit dem er wohnen, und der ihn zum Guten anleiten sollte. Es war ein geschickter, sanfter Mann. Er hieß Stillberg.

Herr von Rothburg ermahnte seinen Sohn zur Folgsamkeit gegen Herrn Stillberg, und Moritz betrug sich in den ersten acht Tagen so musterhaft, daß dieser seine Freude an ihm hatte, und seinen Freunden schrieb, Gott hat ihn recht glücklich gemacht, indem er ihm einen überaus guten Zögling gegeben.

Es ging Herrn Stillberg so, wie es sehr vielen, vielleicht den meisten Erziehern geht. Sie sind geneigt, ihre Zöglinge nach dem Betragen derselben in den ersten Tagen ihres Miteinanderlebens zu beurtheilen, finden aber gar bald, daß sie sich geirrt haben.

Diese Erfahrung machte auch Stillberg. Nach einem Monathe urtheilte er ganz anders über Moritz, und pries sich nicht mehr glücklich. — Moritz zeigte sich bald wie er war — eigensinnig, widersprecherisch, unfolgsam, widersetzlich. Je sanfter der Erzieher zu ihm sprach, desto eigensinniger wurde er. Da Stillberg auf diese Weise in seiner gegenwärtigen Lage nichts als Verdruß erntete: so vertauschte er

bald diese Stelle mit einer andern in einem bürgerlichen Hause, wo er zufriedener und froher lebte.

Innerhalb eines Jahres hatte Moritz sechs Erzieher. Keiner konnte es bey ihm aushalten.

Herr von Rothburg sah sich jetzt nach einem Manne von gesetztem, festen Charakter um, und fand denselben in Herrn Grand, der die Erzieherstelle unter der Bedingung übernahm, daß der Zögling und die Behandlung desselben ganz seiner Einsicht überlassen sey.

Herr Grand war ein Mann von vielen Kenntnissen, und großer Entschlossenheit. Was er für recht hielt, that er, und kümmerte sich nicht darum, was die Leute darüber urtheilen möchten. Lernte er einen rechtschaffenen Mann kennen, so wurde er sein Freund — wer er auch immer seyn mochte; stieß er auf einen Schurken, so war er sein erklärter Feind, auch wenn derselbe noch so reich und vornehm war. "Nur Tugend adelt den Menschen!" war sein Wahlspruch.

Unter der Leitung dieses männlichen Mannes stand nun Moritz, welcher bald sah, daß mit Herrn Grand nicht zu spielen sey. Indeß wollte er doch bisweilen einen Versuch machen,

wie weit die Geduld seines Erziehers gehe. Er kam aber mehrmahls übel an. Einmahl hielt er um die Erlaubniß an, einen seiner Freunde besuchen zu dürfen. Herr Grand hatte hinlängliche Gründe, ihm dieß nicht zu gestatten. Moritz fing an zu heulen und zu schmollen. Einige Minuten lang hielt es der Erzieher aus, ohne ein Wort zu verlieren. Da Moritz nicht aufhörte, sagte er die wenigen Worte: Ich bitte dich, sey still!

Moritz weinte jetzt noch stärker. Noch Ein Mahl bitte ich dich, sey still! sprach Herr Grand und runzelte die Stirne.

Der eigensinnige Moritz hoffte, durch sein Weinen den Erzieher am Ende doch noch zur Erfüllung der gethanen Bitte zu bewegen, und heulte immer stärker. Wie sehr irrte er sich in seinem Lehrer!

Herr Grand stand von seinem Stuhle auf, und trat zu Moritz. Ungezogener Bube, redete er ihn in hartem Tone an, glaubst du, daß ich hier sey, dein Heulen anzuhören? oder meinst du, daß du mich dadurch bewegen könnest, deinen Einfällen nachzugeben? Nimmermehr! Und wenn du des Kaisers erstgeborner Sohn wärest, und mir täglich einen Klumpen Gold schenktest: so würde ich nicht bey dir

läppischen Knaben bleiben, ohne dir deine Unarten zu verweisen.

Moritz stampfte und heulte erboßt fort. Als ihm der Lehrer ganz nahe treten wollte, that er so, als wollte er, nach Art der Pferde, mit den Beinen nach ihm schlagen.

Ey, du Taugenichts, rief Herr Grand, faßte ihn bey den Armen, und hielt ihn so fest, daß er sich nicht rühren konnte.

Hier sollst du mir keine Unruhe machen, fuhr der Erzieher fort, ich werde dich behandeln, wie du es verdienst.

Bey diesen Worten öffnete Herr Grand die Thüre zu einer Kammer. Moritz fing an, aus allen Kräften zu schreyen. Aber es half nichts. Er wurde in die Kammer gestoßen, und die Thüre hinter ihm zugeriegelt.

Moritz schrie in Einem fort: Hülfe! Hülfe! Der Lehrer setzte sich ruhig an seinen Tisch. Es währte nicht lange: so kam ein Bedienter in seine Stube, um ihn, im Namen der gnädigen Frau, zu befragen, was dem Junker Moritz fehle.

Sage er der gnädigen Frau, antwortete Herr Grand, daß der Junker heute durchaus ein ausgelassener Junge seyn will, und daß ich ihm deßhalb ein Plätzchen angewiesen habe, wo er es ungestört seyn kann.

Bald kam Frau von Rothburg selbst zu dem Erzieher. Als Moritz ihre Stimme hörte, erhob er ein Zettergeschrey, wie wenn er gespießt würde.

Mon Dieu! Herr Grand, rief sie ängstlich aus, was soll das heißen? warum quälen Sie denn den Junker?

Er quält sich selbst, gnädige Frau! versetzte Grand, und dieß will ich ihm nicht wehren, weil ich überzeugt bin, daß er sich nicht zu Tode quälen wird.

Aber was hat es denn nun gegeben? fuhr sie fort, lassen Sie ihn herauskommen, damit er mir alles erzähle.

Es ist nicht nöthig, erwiederte der Erzieher. Er ist jetzt zum Erzählen nicht aufgelegt. Ich selbst will Sie von der Sache unterrichten.

Herr Grand erzählte nun den ganzen Vorfall. — Die viel zu ängstliche Mutter bath ihn, den armen Junker nun frey zu lassen. Aber davon wollte er nichts hören. Wir müssen seinen Eigensinn und seine Widersetzlichkeit von Grund aus heilen, sprach er, sonst wird er einmahl ein gefährlicher und unglücklicher Mann. In der Jugend muß man sich im Gehorchen üben; Mangel an dieser Uebung

kann in der Zukunft die traurigsten Folgen nach sich ziehen.

Moritz bemerkte bald, daß auch die Bitten seiner Mutter auf den Erzieher nichts wirkten. Er verstärkte daher sein Jammergeschrey, und pochte am Ende an die Kammerthüre, indem er rief: Herr Grand, lassen Sie mich hinein, sonst springe ich aus dem Fenster.

Aus dem Fenster willst du springen? sprach der Lehrer mit Gelassenheit und mildem Spotte; o das ist viel gewagt, mein Sohn! Hast du es denn in der Gymnastik schon so weit gebracht? Ich glaube, es wird mit der Zeit ein trefflicher Seiltänzer aus dir.

So eine Antwort hatte Moritz nicht erwartet. Er glaubte, seine Drohung werde Herrn Grand in großes Schrecken versetzen, und ihn bewegen, augenblicklich die Thüre zu öffnen. Wie ärgerlich war es dem eigensinnigen Junker, daß er sich bald in seiner Erwartung so sehr getäuscht sah. Er wollte indeß seine Versuche wiederhohlen. Ich springe gewiß hinaus! rief er; gleich will ich das Fenster aufmachen!

O warte nur noch ein klein wenig, versetzte Herr Grand, mit beißenderem Spotte. Ich will vorerst auch eines von meinen Fenstern öffnen, damit ich und deine Mama den künstlichen Salto mortale mit ansehe. Willst du,

daß ich eins! zwey! drey! zähle? — Allons, Moritz! das Fenster ist auf! Eins! — zwey! — drey!

Frau von Rothburg wurde ängstlich. Was treiben Sie, Herr Grand? sprach sie leise — Moritz kann sich hinunterstürzen, und zu tode fallen! Lassen Sie ihn herein kommen.

Ich stehe für sein Leben, versetzte der Erzieher; vertrauen Sie mir — es soll alles gut ablaufen; ich kenne solche jugendliche Drohungen zu gut, als daß ich etwas besorgen sollte.

Obgleich Frau von Rothburg sich alle Mühe gab, Herrn Grand zu bewegen, ihren Sohn frey zu lassen: so bestand er doch so fest auf dem Gegentheil, daß er durchdrang, und sie sein Zimmer verließ, ohne etwas durch ihre Bitten über ihn vermocht zu haben.

Als Junker Moritz merkte, daß er durch seine Drohungen nicht das geringste ausrichte, sondern sich nur lächerlich mache, war er vor Aerger ganz außer sich. Er warf sich auf den Boden, stampfte herum, und warf die Stühle, die in der Kammer standen, über den Haufen.

Herr Grand mußte laut auf lachen. Polterst du doch, rief er dem Eigensinnigen zu, als wenn ein Bataillon Gespenster in der Kammer wäre! Willst du vielleicht, wie die Hexen

auf den Blocksberg, auf Besen oder Stangen durch das Fenster reiten?

Moritz wurde allmählich ruhiger. Er sah ein, daß er auf diese Weise nichts ausrichte, sondern bloß Spott ernte. Höchst ärgerlich setzte er sich in einen Winkel, und brummte.

Nach einer Stunde öffnete Herr Grand die Kammerthüre. Ernsthaft trat er zu Moritz hinein, und redete ihn mit folgenden Worten an: Du hast nun, mein Sohn! gesehen, daß ich nicht geneigt bin, deinem Eigensinne nachzugeben. Es thut mir leid, daß ich gegen dich auf so eine Weise verfahren mußte. Das hast du aber immer zu erwarten, wenn du dich nicht besser beträgst. Empfiehlst du dich hingegen durch eine anständige, bescheidne, gute Aufführung, so wird es mir große Freude machen, bey dir zu seyn; ich will dir mein Zutrauen, meine Liebe schenken.

Hätte Moritz ein gut gebildetes Herz gehabt, so würde diese offene Erklärung des Erziehers die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt haben. Allein da sein beleidigender Eigensinn schon zu starke Wurzeln bey ihm gefaßt hatte: so blieb diese Wirkung ganz aus. Er glaubte, Herr Grand sehe sich gezwungen, in einem milderen Tone zu sprechen, und ihm gute Worte zu geben. Dieser irrigen Voraussetzung ge-

mäß, warf er einen trotzigen Blick auf ihn, wandte dann sein Gesicht von ihm weg, und murrte.

Moritz! sprach der Erzieher mit feyerlichem Ernst, wie weit willst du deinen Trotz treiben? Ich bitte dich bey deinem eigenen Wohl, gehe in dich, und ändre dein Betragen. Du weißt es nicht, wie gut ich es mit dir meine. — Ich sehe es im Geiste voraus, daß dich dein widerspänstiges Wesen einst höchst unglücklich macht. Alles in der Welt ist sich einander untergeordnet. Wer einzig und allein nach seinen Einfällen handelt, und keine Gesetze anerkennen will, wird überall anrennen und übel ankommen. Seine Freyheit, sein Leben stehen dann in größter Gefahr. Wir haben Beyspiele, daß geschickte Männer in elenden Kerkern verschmachten, oder auf dem Schaffott ihr Leben endigen mußten, weil sie sich in ihrer Jugend nicht im Gehorchen übten, und in ältern Jahren durch Widerspänstigkeit gegen ihre Vorgesetzten sich die Todesstrafe zuzogen. Bedenke dieß, Moritz! und zeige mir ein freundlicheres Gesicht.

Moritz blieb verstockt. Statt sich gegen den Erzieher umzuwenden, hielt er beyde Hände vor das Gesicht, und brummte fort.

Du kannst jetzt die Kammer verlassen,

sprach Herr Grand; komm, wir wollen in unserm Zimmer mehr über die Sache sprechen.

Nein, ich verlasse nicht die Kammer, rief Moritz trotzig aus, gehen Sie immer auf Ihre Stube, und lassen Sie mich allein.

Ich will aber, versetzte der Lehrer, daß du mit mir gehest.

Und ich will hier bleiben! erwiederte Moritz, der noch immer in der Meinung stand, daß der Lehrer seine vorhin bewiesene Strenge bereue, und ihm jetzt gute Worte geben müsse.

Ich bitte dich, Moritz, fuhr der Erzieher fort, zwinge mich nicht, noch strenger gegen dich zu verfahren.

Ich will hier bleiben! trotzte Moritz. Gehen Sie nur allein auf Ihr Zimmer.

Gut, versetzte Herr Grand, dein Wille geschehe. Bleibe hier; aber beunruhige mich heute nicht mehr.

Mit diesen Worten begab sich der Lehrer auf sein Zimmer, und schloß die Kammerthüre hinter sich zu.

Moritz, welcher hoffte, daß Herr Grand seine Bitten fortsetzen und untröstlich seyn würde, wenn er mit ihm nicht auf die Stube ginge, erschrak nicht wenig, als er den Ernst und die Entschlossenheit des Lehrers sah. Ergrimmt darüber, daß er sich wieder geirrt habe,

fing er von neuem an, zu schluchzen, und die Stühle herumzuwerfen.

Nach einer halben Stunde pochte der Widerspänstige an die Thüre, und wollte herausgelassen werden. Ich muß mit der Mutter sprechen, rief er aus, lassen Sie mich augenblicklich zu ihr!

Geduld, Junker Moritz, Geduld! antwortete Herr Grand. Noch bist du zu jung, um zu commandiren. Jetzt mußt du dich im Gehorchen, nicht im Befehlen üben.

Ich sage Ihnen noch Ein Mahl, rief Moritz pochend aus, lassen Sie mich augenblicklich zur Mutter!

Und ich sage dir noch Ein Mahl, versetzte Grand, habe Geduld! du wolltest in der Kammer bleiben — nun sitze darin — so bald sollst du nicht herauskommen.

Jetzt wurde Moritz noch wüthender; er kratzte und schlug mit aller Heftigkeit an die Thüre. — Höre, ausgelassener Junge, rief ihm der Lehrer zu, wenn du nicht gleich still bist, so nehme ich mein Rohr, und werde auch pochen, und das tüchtig!

Diese Worte machten Eindruck. Moritz besorgte, daß der Lehrer seine Drohung leicht ausführen möchte, und da er gegen Zurechtweisungen mit dem Rohre einen gerechten Wi-

derwillen hatte, so wurde er mit Einem Mahle mäuschen still, und legte sich aufs Bitten.

Herr Grand hielt es für Pflicht, nicht nachzugeben. Was du auch immer anfangen magst, sprach er zu Moritz, du wirst nichts ausrichten. Deine abscheuliche Widersetzlichkeit ist an allem Unangenehmen schuld, das dir widerfährt. Ich kann dir nicht helfen. Ich muß als rechtschaffener Mann handeln!

Vergebens wiederhohlte Moritz seine Bitten, ihn heraus zu lassen. Der Lehrer verließ sein Wohnzimmer, und besuchte auf ein Paar Stunden einen Freund. Ehe dieß geschah, sprach er noch mit dem Herrn von Rothburg, der alles billigte, was mit seinem eigensinnigen und widerspänstigen Sohne vorgenommen worden war. Auch willigte er ein, daß Moritz nicht beym Abendessen erscheinen durfte, und in der Kammer die Nacht zubringe.

Nach zwey Stunden kehrte Herr Grand zurück. Als Moritz ihn hörte, fing er an, seine Bitten um Loslassung zu wiederhohlen. Der Erzieher erklärte ihm aber, daß es sein fester Entschluß sey, heute seine Bitte nicht zu erfüllen. Moritz weinte kläglich. Es war Abend. Man ging zu Tische. Frau von

Rothburg suchte Herrn Grand zu bewegen, den Junker nun frey zu lassen. Aber der Lehrer widerstand, und da Herr von Rothburg auf seiner Seite war, so gelang es ihr nicht, ihn von seinem Entschlusse abzubringen.

Es war bereits zehn Uhr des Nachts.

Moritz hoffte, daß er nun würde frey gelassen werden. Wie sehr erschrak er, als Herr Grand in sein Zimmer kam, und ihm erklärte, daß er auch die Nacht in der Kammer bleiben müsse. —

Moritz bath flehentlich, ihn herauszulassen; vergebens! Er fing an zu toben. Auch das half nichts. Zu seinem Schrecken hörte er, wie der Lehrer das Zimmer verließ, abschloß, und sich in die Schlafkammer verfügte.

Eine Stunde lang grämte er sich noch, bis er die Nothwendigkeit, sich niederzulegen, fühlte. Er setzte sich einige Stühle zu rechte, legte sich auf dieses unbequeme Lager hin, und deckte sich mit einem alten Mantel zu, der in der Kammer hing. Bald lag er in festem Schlummer.

Am Morgen öffnete Herr Grand die Kammer. Moritz erwachte. Er fing an zu weinen, stand auf, und kleidete sich an.

Der Erzieher rief ihn auf sein Zimmer. Mit etwas niedergeschlagenem Auge trat er vor

ihn hin. — Moritz, sprach der Lehrer, ich hoffe, du wirst nun eingesehen haben, daß du mit deiner Widersetzlichkeit bey mir nichts ausrichtest. Nimm dich in Acht, meine Geduld wieder auf die Probe zu stellen; das zweyte Uebel könnte ärger werden, als das erste.

Moritz schluchzte, und hatte nicht das Herz, dem Erzieher ins Gesicht zu sehen.

Ich will, fuhr dieser fort, alles vergessen; wenn du dich gut aufführst, sollst du von heut an meine ganze Liebe, mein ganzes Vertrauen genießen.

Moritz sprach kein Wort; aber Herr Grand hoffte das Beste.

Wirklich hatte dieser Vorfall auf den Eigensinnigen einen stärkern Eindruck gemacht; er wurde bescheidener, folgsamer, und machte durch sein gesittetes Betragen dem Erzieher viel Freude.

Doch nach einigen Wochen verfiel Moritz von neuem in seine alten Fehler. Sein Vater reiste nach Paris, die Mutter hatte nicht Kraft genug, den muthwilligen Sohn strenger zu behandeln, und Moritz fing wieder an, seinem Eigensinne freye Zügel zu lassen, und sich seinen Lehrern und der Mutter zu widersetzen.

Herr Grand gab ihm Winke, machte ihm Vorstellungen; vergebens! — Eines Tages

hatte Herr Grand Gesellschaft. Einige Bekannte von Moritz waren auch eingeladen worden. Ein Paar Stunden lang unterhielt man sich sehr angenehm. Aber jetzt fing Moritz an, durch seine Unarten das Vergnügen der Gesellschaft zu stören. Jung und Alt mußte sich von ihm vieles gefallen lassen. Herr Grand schüttelte den Kopf, warf finstre Blicke auf Moritz, und gab ihm noch verschiedne andre Winke. Er wollte sie nicht verstehen.

Moritzens Unarten gingen endlich so weit, daß der Erzieher sie ihm laut verweisen mußte. Auch dieß wirkte nichts. Der Muthwillige fuhr fort, die andern zu beleidigen. Herr Grand sah sich am Ende genöthigt, Moritzen zu befehlen, daß er sich augenblicklich aus der Gesellschaft entferne.

Moritz, weit entfernt, zu gehorchen, setzte seine Ungezogenheiten ungescheut fort. Er glaubte, daß der Erzieher, aus Rücksicht gegen die Gesellschaft, seine Unfolgsamkeit nicht bestrafen werde, worin er sich abermahls irrte. Herr Grand geboth ihm noch Ein Mahl, das Zimmer zu verlassen, und als er dieß nicht gleich thun wollte, faßte er ihn beym Arm, und wollte ihn hinausführen. Moritz sträubte sich aus allen Kräften, und sagte dem Erzieher einige Grobheiten ins Gesicht. Aber kaum

hatte er sie zur Hälfte vorgebracht, als eine tüchtige Ohrfeige, die er von ihm erhielt, ihn am Weiterreden hinderte. — Die Ohrfeige, die sein naseweises und beleidigendes Betragen verdiente, wirkte gleich einem electrischen Schlag auf ihn. Er wurde auf Ein Mahl still. Der Lehrer stieß ihn aus dem Zimmer.

So einer entschlossenen Behandlung hatte sich Moritz von Seiten seines Erziehers nicht versehen. Er bekam von diesem Tage an gewaltigen Respect vor ihm, und nahm sich sehr in Acht, ihm zur Wiederhohlung des electrischen Schlages Veranlassung zu geben.

Herr Grand war für Moritz gerade der rechte Mann — ein wahrer Segen für das Rothburgische Haus. Wäre er noch einige Jahre bey Moritz geblieben, so würde aus diesem wahrscheinlich einst ein wackerer Mann geworden seyn. Aber die Umstände wollten es anders.

Zwey Monathe waren bereits seit der Abreise des Herrn von Rothburg nach Paris verflossen, als ein Brief von ihm ankam, welcher die traurige Nachricht enthielt, daß er an einer Krankheit danieder liege. Einen Monath später meldete ein zweyter Brief von einem Pariser Freunde, daß der wackre von Rothburg gestorben sey.

Diese betrübte Nachricht verursachte in dem Rothburgschen Hause vielen Jammer; denn alles hatte den Verewigten verehrt und geliebt.

Auch Moritz beweinte aufrichtig den Tod seines vortrefflichen Vaters. Aber nach Verlauf von einigen Wochen erinnerte er sich nur noch schwach daran, und da er sich nun unter der alleinigen Aufsicht der Mutter freyer fühlte: so fing er von neuem an, die Rolle des Eigensinnigen und Widerspänstigen zu spielen.

Herr Grand, von der Mutter nicht unterstützt, sah bald ein, daß er unter solchen Umständen nichts Besseres thun könne, als dieses Haus zu verlassen, und eine Professor-Stelle, die ihm an einem Gymnasium angetragen wurde, anzunehmen. Als er von Frau von Rothburg Abschied nahm, rieth er ihr an, den Sohn aus ihrem Hause zu entfernen, und an eine Cadetten-Schule zu thun, wo noch am besten für ihn gesorgt werden würde.

Die Mutter wollte die Sache überlegen, und entließ Herrn Grand mit Beweisen aufrichtiger Hochachtung.

Moritz sah sich jetzt fast ganz frey und seinem Gutdünken überlassen. All' die guten Lehren, die ihm Herr Grand gegeben hatte, waren bald

vergessen. Er schalt und waltete im älterlichen Hause, als wäre er Herr in demselben, und nicht nur die Dienerschaft, sondern die Mutter selbst mußten sich vieles von ihm gefallen lassen. Vom Gehorchen wollte er nichts wissen — nur das Befehlen machte ihm Vergnügen.

Frau von Rothburg erinnerte sich an Herrn Grands Rath, den er ihr bey seinem Abschiede gegeben hatte, und beschloß, Moritzen an eine Cadetten-Schule zu schicken, besonders da er zum Militaire die größte Lust bezeigte, und nichts anders als Soldat werden wollte.

Er kam in der Cadetten-Schule an, und freute sich Anfangs über die militairischen Einrichtungen in derselben. Die Schüler der Anstalt waren in Compagnien getheilt, von welchen jede einen Lieutenant zum Commandeur hatte. Das Zeichen zum Aufstehen, zum Essen und zum Schlafengehen wurde durch die Trommel gegeben. Zuweilen wurden die Cadetten auch im Exerciren geübt.

Dieß alles machte Moritzen große Freude; allein die strenge Ordnung, auf die gesehen wurde, und die Subordination, die eingeführt war, mißfielen ihm im hohen Grade. Mehrmahls verging er sich gegen die bestehenden Gesetze; da er indeß als Neuling angesehen

wurde, so kam er ohne Strafe davon; man begnügte sich, ihm sanfte Erinnerungen zu geben.

Doch es währte nicht lange, als Moritz eines Tages in einer sehr übeln Laune beym Exerciren alles verkehrt angriff. Der Lieutenant, unter welchem er stand, gab ihm einen härtern Verweis. Moritz nahm ihm dieß sehr übel, und widersprach ihm mit vieler Keckheit. Der Lieutenant befahl ihm, aus dem Gliede zu treten. Moritz blieb trozig auf seinem Platze stehen. Der Lieutenant wollte ihn aus dem Gliede ziehen. Moritz widersetzte sich.

Nach dem Exercitium wurde er der Insubordination angeklagt. Man verurtheilte ihn zu zweytägiger Gefängnißstrafe. Was er auch immer einwenden mochte, er mußte in den Carcer.

Von diesem Augenblicke an, war ihm die Cadetten-Schule verhaßt. Er suchte mehrere von den Schülern, die nicht unter die ordentlichsten gehörten, auf seine Seite zu bringen. Dieß gelang ihm. Pochend auf den Anhang, den er sich zu verschaffen gewußt hatte, erlaubte er sich gegen die Lehrer und die Einrichtungen der Schule beleidigende Reden. Alles, was an derselben geschah, tadelte er; nichts war ihm recht; bald hatte er an dem Essen, bald an dem Bette, bald an der Aufwartung, an der

Behandlung, die er erfuhr, an den Lehrstunden u. dgl. m. etwas auszusetzen.

Die Lehrer bemerkten sogleich den unzufriednen, widerspänstigen Geist des übermüthigen Jünglings, und entzogen ihm vollends ihre Liebe und ihr Zutrauen.

Das konnte Moritz nicht verschmerzen. Er glaubte sich ungerecht behandelt, und tadelte seine Lehrer, die alle Achtung verdienten, mit Bitterkeit. Wie schändlich dieß gehandelt sey, sah er in seiner Leidenschaft nicht ein. — Da er fortfuhr, seinen Anhang zu vergrößern, und seine Mitschüler zur Unzufriedenheit zu verleiten, so hielten die Lehrer für nöthig, ihm Vorstellungen zu machen, und ihm Verweisung von der Schule anzudrohen, wenn er seine Aufführung nicht änderte.

Moritz schien seine Fehler zu bereuen; allein es währte nicht lange, so glaubte er sich von neuem auf verschiedene Weise beleidigt, und fing abermahls an, seine Vorgesetzten zu verläumden. Mehrere der schlechtesten seiner Mitschüler verbanden sich mit ihm, und ihre Boßhaftigkeit ging so weit, daß sie beschlossen, bey der ersten besten Gelegenheit zwey Lieutenante, unter deren Comando sie standen, anzufallen und durchzuprügeln.

Eine solche Gelegenheit both sich ihnen nach

einigen Wochen dar. Vermummt stürzten sie in einem kleinen Laubwalde auf einen dieser Lieutenante los, und sparten der Schläge nicht. Zu ihrem Verdrusse verschob sich, während der Prügeley, Moritzens Maske; der Gemißhandelte erblickte sein Gesicht, und erkannte ihn.

Es glückte dem Lieutenant, zu entfliehen. Er zeigte den Vorfall sogleich bey seinen Vorgesetzten an, und es wurden alsobald an alle Thore der Stadt ein Paar Soldaten geschickt, die Moritzen, wenn er aus dem Wäldchen zurückkehrte, fest nehmen, und zu dem Director der Cadetten-Schule führen sollten.

Nach einer Stunde erschien Moritz. Wie erschrak er, als die zwey Soldaten vor ihn traten, ihn in seine Mitte nahmen, und zu dem Director begleiteten! Er wollte entwischen, allein die Soldaten hielten ihn fest. Ein Schwarm neugieriger Gassenjungen folgte ihm nach.

Als Moritz bey dem Director ankam, wurden seine Kleider durchsucht. Man fand darin eine Maske, die gerade so aussah, wie sie der gemißhandelte Lieutenant beschrieben hatte.

Der Director befahl, Moritzen in den engsten Schul-Carcer zu sperren, und ihm nichts als Wasser und Brot vorzusetzen.

Den Tag darauf wurde ein feyerliches

Schulgericht gehalten. Moritz mußte vor demselben erscheinen, und auf mehrere ihm vorgelegte Fragen antworten. Da er sah, daß alles gegen ihn zeuge, so bekannte er sein Vergehen. Man forderte ihn auf, die Theilnehmer daran zu nennen. Dieß wollte er nicht thun. Man stellte ihm vor, daß er der Gerechtigkeit gehorchen müsse, daß es Pflicht für ihn sey, jener Aufforderung Genüge zu leisten u. dgl. m. Aber Moritz widerstand mit aller Hartnäckigkeit. Endlich drohte man ihm mit einer harten Behandlung, wenn er nicht thun wolle, was man mit Recht von ihm verlange. — Jetzt erst nannte er alle Theilnehmer an der Mißhandlung des Lieutenants. Sie wurden sogleich vor das Gericht gefordert, und gestanden nicht nur ihr Vergehen, sondern sagten auch aus, daß Moritz der Anstifter des Vorgefallenen sey, daß er seine Lehrer verläumdet, und sich vorgesetzt habe, bey Gelegenheit mehrern von ihnen die Fenster einzuschlagen.

Moritz mußte in das Gefängniß zurückkehren, und wurde sehr strenge behandelt. Nach acht Tagen versammelte sich das Schulgericht wieder, und fällte über Moritz folgendes Urtheil: daß er, seiner boßhaften Vergehungen wegen, im Angesichte der sämmtlichen Schüler, für unwürdig erklärt werden sollte, länger in

der Cadetten-Anstalt zu bleiben, und daß er innerhalb vier und zwanzig Stunden die Anstalt und die Stadt verlassen müßte.

Den Tag darauf wurde dieses Urtheil vollzogen. Mit Schand und Spott ward Moritz aus der Schule verwiesen. Seiner Mutter theilte man darüber die nöthigen Nachrichten mit.

Frau von Rothburg vernahm mit tiefem Schmerz die Verweisung ihres Sohnes aus der Cadetten-Schule. Als er bey ihr eintraf, machte sie ihm heftige Vorwürfe; aber Moritz wußte alle Schuld so gewandt von sich abzuwälzen, daß sie ihm bald Recht gab, und verzieh. —

Zwey Jahre blieb Moritz in dem väterlichen Hause, und bediente sich des Unterrichts mehrerer Lehrer. Da niemand seinen Widersprechungsgeist einschränkte, so nahm derselbe immer zu, und Moritz wurde der übermüthigste Mensch, der sich keiner Regel, keinem Gesetze unterwerfen wollte. —

Er bezog die Universität. Auch hier beging er tolle Streiche, und wurde am Ende von der Academie verwiesen.

Es wäre zu weitläuftig, alle die Verirrungen zu erzählen, auf die Moritz gerieth, ver-

leitet durch seinen Uebermuth und seine Widerspänstigkeit.

Was leicht vorauszusehen war, traf ein. Moritz nahm ein trauriges Ende. Er büßte für seine Vergehungen, wie schon viele von seiner widerspänstigen Denkungsart gebüßt haben. Bedaure Leser den Unglücklichen, der alle Anlagen zu einem ausgezeichneten Manne hatte, aber durch seinen unruhigen, kein Gesetz anerkennenden Geist zu Fehltritten hingerissen wurde, die ihn endlich in den Abgrund des Verderbens stürzten.

Moritz trat in seinen ältern Jahren in militärische Dienste. Seine Talente und Kenntnisse, und noch mehr das Ansehen seiner Familie machten, daß er schnell avancirte. Er war bereits Obrister. Ob er gleich von seinen Untergebenen, die er hart behandelte, den strengsten Gehorsam verlangte: so war er doch selbst wenig geneigt, sich seinen Obern zu subordiniren. Er entzog sich vielmehr bey jeder Gelegenheit ihren Befehlen, und zog sich dadurch Feindschaften und kleine Verweise zu.

Sein ehrgeitziger Charakter empfand dieß sehr übel. Von nun an gohr es in seinem Innern; alle seine Obern wurden ihm unerträglich, besonders verhaßt aber der General, unter welchem er stand. Den Kerl renne ich

noch einmal durch! soll er mehrmahls zu seinen Vertrauten gesagt haben.

Einige Vergehungen, deren sich Moritz von Rothburg schuldig gemacht hatte, waren so groß, daß sie selbst zu den Ohren des Fürsten kamen, der eine strenge Untersuchung anbefahl.

Der General, unter dem Moritz stand, vollzog diesen Befehl, und eine niedergesetzte militärische Commission erkannte Moritzen für schuldig. Er wurde vom Obristen zum Lieutenant degradirt.

Von nun an schwor er im Innern seinen Obern Rache. Er streute Geld unter die Gemeinen aus, und suchte sie nach und nach zur Unzufriedenheit gegen ihre höhern Officiere zu stimmen. Es gelang ihm, einen Geist des Unwillens und der Insubordination unter ihnen zu wecken, und mehrere Officiere von niedrigerem Range brachte er so weit, daß sie mit ihm dem Generale ewigen Haß schworen. — Selbst gegen den Fürsten ließ er sich mit bitterm Tadel aus, und gegen einige Vertraute äußerte er sich, daß der Fürst werth wäre, am Galgen zu hängen.

Den Obern des widerspänstigen von Rothburg entging dieß alles nicht. Der General, ein trefflicher, einsichtsvoller und edeldenkender

Mann, nahm sich vor, ihm bey Gelegenheit Winke zu geben; denn er war für Moritzens Wohl aufrichtig besorgt. — In einer Gesellschaft von Officieren befand sich einmahl auch der Lieutenant von Rothburg. Der General bekam Veranlassung, ihm jene Winke zu geben. Rothburg nahm sie sehr übel auf, und stieß beleidigende Reden gegen den General aus. Dieser befahl ihm, sich sogleich zu entfernen. Dieß wollte Rothburg nicht. Der Wortwechsel zwischen ihm und dem General wurde immer heftiger, und Rothburg ließ sich von seiner Leidenschaft so sehr hinreißen, daß er den Degen zog, und damit gegen den General rannte. Einer geschickten Wendung verdankte dieser die Erhaltung seines Lebens.

Rothburg wurde sogleich ergriffen, und auf die Wache geführt. Der Vorfall machte viel Aufsehen. Der Fürst befahl strenge Bestrafung. Ein militärisches Gericht untersuchte die Sache. Es wurden Dinge entdeckt, die jeden mit Widerwillen gegen den Verbrecher erfüllten. Das Gericht verurtheilte ihn zum Strange. Der Fürst milderte das Urtheil dahin, daß Moritz von Rothburg erschossen werden sollte. Mit Schrecken vernahm dieß die Mutter des Verurtheilten. Sie both alles auf, ihren Sohn zu retten. Vergebens! Der Stab war über

ihn gebrochen — das gefällte Urtheil unwiderruflich!

Auf einer Wiese vor der Stadt versammelte sich eines Vormittags die ganze Garnison derselben. Sie trat unters Gewehr. Die Trommeln ertönten. — Das Urtheil wurde noch einmahl vorgelesen. Sechs Soldaten traten aus dem Gliede. — Sie luden ihre Gewehre. — Der Verurtheilte hörte es — umgeben von einer starken Wache — mit Gelassenheit. — Er betrat den Platz, auf welchem er sein Leben enden sollte. — Da erblickte man einen Kourier, der daher gesprengt kam. — Er übergab dem Commandanten einen Brief, welcher die Nachricht, daß Rothburgs Mutter aus Gram über ihren unglücklichen Sohn gestorben sey, und ihren Freunden in der Todesstunde aufgetragen habe, Moritzen ihr letztes Lebewohl zu melden. — Der Commandant machte ihn mit dem Inhalte des Briefes bekannt. — Rothburg schlug die Hände zusammen — und Thränen stürzten aus seinen Augen. Man wollte ihm diese verbinden. Er ließ es nicht zu. Mit Standhaftigkeit kehrte er seine Brust gegen die Vollführer des Urtheils. — Es wurde das Zeichen gegeben. Sechs Schüsse fielen auf Ein Mahl. Rothburg war nicht mehr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Kleine Geschichten und Erzählungen für die Jugend

Nürnberg 1804

Paed.pr. 1235
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759809-4